

Die weiße *Königin*

DIE GESCHICHTE MARY SLESSORS'



DONALD MCFARLAN

Die weiße Königin

Die Geschichte Mary Slessors

Mary Slessor war ein armes schottisches Mädchen, das an die Kalabarküste ging und dort zur „Weißen Königin“ der Eingeborenen wurde. Dort, im „Grab des weißen Mannes“, wurde die zarte und doch so energische Person von den Schwarzen geliebt und gefürchtet wegen all dem, was sie tat und was sie war. Ihr Name lebt heute noch dort und in der ganzen Welt und wird hoch geehrt als ein Beispiel von schlichter Tapferkeit, Mut und Kraft.

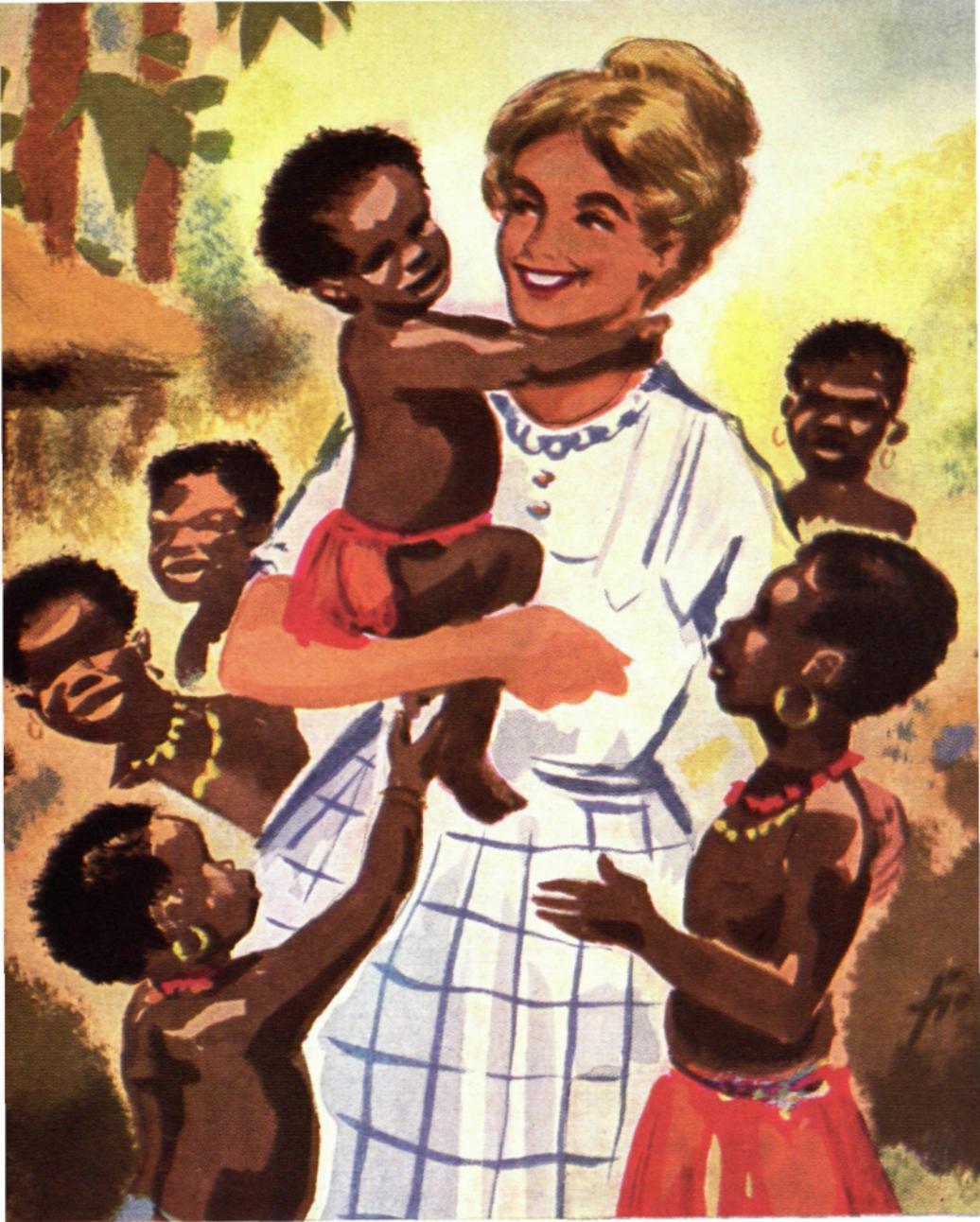
HELDEN DES GLAUBENS

herausgegeben

von Alfred Salomon

Christliche Verlagsanstalt

Konstanz



HELDEN DES GLAUBENS · BAND 2

DONALD McFARLAN

DIE WEISSE KÖNIGIN

Die Geschichte Mary Slessors



CHRISTLICHE VERLAGSANSTALT KONSTANZ

„Helden des Glaubens“ herausgegeben von Alfred Salomon

*Die Originalausgabe erschien unter dem Titel „The white Queen“
im Verlag © Lutterworth Press, London, und wurde von Alfred
Salomon ins Deutsche übertragen.*

1.—8. Tausend / 1959

© Christliche Verlagsanstalt, Konstanz

Schutzumschlag: Franz Reins, Detmold

Satz und Druck: Buchdruckerei Sommer & Söhne, Feuchtwangen

Bindearbeiten: Großbuchbinderei Gebhardt, Ansbach

Printed in Germany

INHALT

1	WAS EINE KLEINE WEBERIN TRÄUMTE	7
2	EIN TRAUM WIRD WIRKLICHKEIT	16
3	BEI DEN WILDEN KRIEGERN DER OKOYONG	28
4	IM NAMEN DER KÖNIGIN	40
5	DAS LAND DES GROSSEN JUJU	50
6	AM ENYONGFLUSS	62
7	AUF NACH IKPE	75
8	MEIN LEBEN WAR EIN LOBGESANG	87
	KARTENSKIZZE	95

WAS EINE KLEINE WEBERIN TRAUMTE

Mary Slessor hatte seit frühester Jugend von Kalabar gehört. Sie war am 2. Dezember 1848 geboren, also gerade zwei Jahre, nachdem die Kalabar-Mission in Westafrika gegründet worden war. Schon als Kind kannte Mary die abenteuerliche Geschichte dieser Missionsgründung auswendig. Sie konnte davon erzählen, wie die befreiten Sklaven der Plantagen in Jamaika den Entschluß gefaßt hatten, Missionare in ihre alte Heimat nach Afrika zu senden, wie sich dann die Kirche von Schottland dieses Planes angenommen hatte und wie es gerade die Pfennige der armen Leute waren, die es ermöglicht hatten, das Gotteswerk unter den Schwarzen voranzutreiben.

Es war in Marys Leben stets ein aufregender Tag, wenn ihre Mutter aus der Kirche die „Missionsberichte“ heimbrachte und dann die neuesten Nachrichten von dem Missionsfeld vorlas, das ja sozusagen ihr eigenes war, nachdem auch ihre Spargroschen dort mithalfen. Mit roten Wangen lauschten Mary und die anderen Geschwister, wenn die Mutter ihnen von dem fernen Kalabar erzählte.

„Unsere Schule wird nach und nach größer“, las Mutter Slessor vor. „Als wir hier anfangen, kamen nur wenige Kinder, jetzt aber erscheinen täglich

zwischen dreißig und vierzig, allerdings fast nur Jungen. Wir tun alles mögliche, um auch die Mädchen heranzuziehen, doch es will uns nicht recht gelingen. Eine Zeitlang hatte ich eine kleine Nähklasse von Mädchen, doch jetzt kommen nur noch zwei. Sie nehmen eben nur so lange am Unterricht teil, bis sie einfache Kittel nähen können, dann kommen sie nicht mehr. Die Eltern legen leider gar keinen Wert darauf, daß die Mädchen auch lesen lernen. Sie sind nur darauf bedacht, zu Kleidern zu kommen. Da wir also weit mehr Jungen als Mädchen haben, machte es mir oft Mühe, genug Jungenhemden zu beschaffen. Es blieb uns manchmal nichts anderes übrig, als die Jungen mit Mädchenkleidern aufzuputzen, weil uns aus der Heimat weit mehr Mädchenkleider als Jungenanzüge geschickt werden. Doch da sie den Unterschied nicht kennen, sind die Jungen sogar noch sehr stolz auf ihre Mädchenkleider.“

„Das ist ein Brief von Frau Anderson“, sagte Marys Mutter. „Sie lebt mit ihrem Mann in Duke Town an der Kalabarküste. Doch hört, hier steht noch mehr: Herr Anderson tut alles mögliche, um Andachten mit der dortigen Bevölkerung zu halten. Am Sonntag früh um neun Uhr geht er in den Ort und predigt auf den Anwesen der weißen Herren. Zum Übersetzen bedient er sich eines Engländer, der die Eingeborenensprache beherrscht. Doch manchmal übersetzt der Dolmetscher nur das, was ihm in den Kram paßt. Die Herren wünschen nämlich nicht, daß die Sklaven all zu klug werden, und meist sind unter den Zuhörern eine

ganze Menge Sklaven. Liebe junge Freunde, betet für uns, daß Gott uns behüte und unsere Arbeit in diesem dunklen Land segne, so daß wir diesen armen Heiden hier wirklich helfen können!“

Mary seufzte. Sie wollte auch Missionarin werden. Aber sie war klein und zart, und nur die Allerstärksten, so hieß es, könnten das westafrikanische Klima aushalten. Nicht umsonst nannte man dieses Land „das Grab des weißen Mannes“. Ihr blieb im Augenblick nur übrig, „Schule in Duke Town“ zu spielen, und das tat sie denn auch.

Als Mary zehn Jahre alt war, zog die Familie nach Dundee. Ihr Vater war Schuhmacher, aber in Aberdeen, wo sie bisher gewohnt hatten, konnte er nicht genug Geld verdienen, um die große Familie zu ernähren. Nun zog gerade zu jener Zeit Dundee viele Arbeiter aus dem ganzen Land an. Schon lange war dieser Ort als ein Mittelpunkt der Weberei bekannt, doch als 1859 die Familie Slessor dorthin kam, war Dundee längst nicht mehr das verträumte Städtchen an den Ufern des Tay. Es war eine brodelnde Stadt geworden mit vielen gutgehenden Webereien, in denen die indische Rohjute zu Säcken und groben Kleiderstoffen verarbeitet wurde. Es war nun eine der übervolkertsten Städte Großbritanniens, und viele der großen Mietshäuser waren dunkle und ungesunde Elendsquartiere.

Arbeit gab es genug in Dundee, sogar für die Kinder. Marys Vater fand in einer der Webereien eine Beschäftigung als Arbeiter, die Mutter wurde Weberin. Mary selber begann mit elf Jahren als

„Halbtags-Arbeiterin“. Vormittags besuchte sie die Schule, nachmittags ging sie in die Fabrik. Schon nach knapp zwei Jahren war sie eine gelernte Weberin und verdiente gut. Jeden Morgen stand sie um fünf Uhr auf und half im Haus, bevor sie um sechs zur Fabrik ging. Mit einstündigen Pausen für das Frühstück und das Mittagessen arbeitete sie dort bis sechs Uhr abends.

Zwischen den ratternden Webstühlen in dem Fabriksaal fand sie natürlich keine Zeit, an Kalabar zu denken. Manchmal nahm Mary ein Buch mit in die Fabrik und warf, sobald sie einen Augenblick Zeit fand, einen Blick hinein. Doch an Sonntagen konnte sie ihren Gedanken freien Lauf lassen. Sonntags besuchte sie den Kindergottesdienst und später die Bibelstunde. Sie ging regelmäßig zum Gottesdienst. Aber sie wollte nicht bloß zuhören. Sie wollte etwas für andere tun. Und wenn sie nicht nach Afrika gehen konnte, um dort schwarzen Jungen und Mädchen etwas beizubringen, dann wollte sie wenigstens Kinderunterricht in den Elendsvierteln von Dundee aufziehen.

Doch das war leichter gesagt als getan. Die Jungen und Mädchen in diesen Elendsquartieren waren nämlich schlimmer als wilde Heiden. Die meisten von ihnen gingen kaum zur Schule, und sobald die Arbeit in der Fabrik vorüber war, trieben sie sich in lärmenden Banden auf den Straßen herum und ließen sich von niemand etwas sagen. Wenn man ihnen Unterricht geben wollte, trieben sie nur dummes Zeug und versuchten, das Lokal zu zertrümmern. Sie liefen den Lehrern auf der Straße nach,

machten sich lustig über sie und bewarfen sie mit Dreck. Eines Tages umringten sie Mary, als diese allein auf der Straße ging. Der Anführer der jungen Bande hatte ein Bleigewicht an einer langen Schnur befestigt und ließ es über ihrem Kopf kreisen. Er dachte wohl, sie werde vor Angst aufschreien. Doch Mary zuckte nicht mit der Wimper und sah dem Rüpel fest in die Augen. Da gab er es auf, und die ganze Bande folgte Mary zur Jugendstunde. Ihr Mut hatte ihr die Herzen gewonnen.

Vierzehn Jahre lang arbeitete Mary in der Weberei. Ihr Vater starb, und ihre Mutter war nicht mehr kräftig genug, um länger zur Arbeit zu gehen. So war es nun Mary, die für die Familie zu sorgen hatte. Tag für Tag tat sie ihre Pflicht in der Fabrik, jede freie Stunde aber schenkte sie ihrer Gruppe im Kindergottesdienst oder den Jugendstunden am Abend. Aber sie dachte noch immer an Afrika und Kalabar. Als sie eines Morgens zur Fabrik eilte, waren ihre Gedanken noch ganz bei dem, was sie in den „Missionsberichten“ über Kalabar gelesen hatte: „Habe ich euch schon unsere Station in Kalabar beschrieben?“ hieß es da. „Unser Haus steht auf einem etwa siebzig Meter hohen Hügel, der direkt am Fluß liegt, so daß wir auf die Schiffe und Wohnbarken hinunterschauen. Auf der Höhe dehnt sich weithin ebenes Land. Um das Haus herum haben wir etwa vierzig Ar Land, das von einer dichten, immer frischen und grünen Zitronenhecke eingefast ist. Vor dem Haus liegt der Blumengarten. In langen Reihen stehen Frucht bäume, die

Missionar Anderson selber gepflanzt hat. Er gräbt fast täglich vor der Morgenandacht zwischen sechs und sieben Uhr im Garten um. Unter diesen, inzwischen groß gewordenen Bäumen führt ein wunderschöner Fußweg entlang, der immer schattig und kühl ist. Unter den Obstbäumen haben wir Orangen und Mangos, Brotfrucht bäume, verschiedene Apfelsorten, Kokospalmen, Acajounüsse und Dattelpalmen. Genau auf der Ecke steht ein riesiger Bambusbusch. Längs der Hecke wächst eine Unmenge Ananasstauden, die zwar noch keine Früchte tragen, aber gut gedeihen.

Der Weg von Duke Town nach Henshaw Town und den anderen Dörfern führt dicht an unserm Zaun vorbei. Auf der anderen Seite des Weges, unserer Gartenpforte genau gegenüber, liegt das Schulhaus, das am Sonntag auch als Kirche dient, daneben die Druckerei sowie die Häuser von Frau Sutherland und Fräulein Edgerley. Daran schließen sich ein paar Häuser der christlichen Eingeborenen an. Auf der Rückseite unseres mit Lehmwänden aufgeführten Hauses befinden sich die Nebengebäude, in denen unsere Heimkinder wohnen, gerade so weit weg, daß wir nicht durch ihren Lärm gestört werden, aber doch nahe genug, um die Kinder unter Aufsicht zu haben. Unser Haushalt ist meist recht groß, da uns manche Waisenkinder gebracht werden, wenn sie wenige Monate alt sind und noch zu klein, um von den Eingeborenenfrauen aufgezogen zu werden. Früher, als wir noch nicht hier waren, begrub man solche Kinder einfach mit ihren toten Müttern.

Je nach der Jahreszeit stehen wir zwischen fünf und sechs Uhr auf, um die Morgenkühle für die Arbeit zu nützen. Wir arbeiten, bis um sieben Uhr die Glocken zur Morgenandacht rufen. Kurz vor acht gibt es Frühstück, und um halb neun beginnt der Schulunterricht. Mit Haushaltsarbeiten geht der Vormittag hin; nach dem Essen, das um ein Uhr eingenommen wird, werden alle, die es schon können, mit Nähen, Stricken und Häkeln beschäftigt. Von drei bis fünf ist dann wieder Unterricht. Sofern keine Kranken zu pflegen sind, gehe ich dann in die Stadt und besuche die Häuser der Weißen, um dort die Frauen und Mädchen im Lesen zu unterrichten. Da es für die besseren Leute streng verpönt ist, allgemeine Versammlungen zu besuchen, benutze ich diese Gelegenheit auch, um ihnen biblische Geschichten zu erzählen.“

Die Webstühle in Dundee klapperten und knackten, und Mary war es, als riefen sie: „Kalabar! Kalabar! Kalabar!“ Es war nicht die Sonne Afrikas, die da lockte, es war der Notschrei des Missionars Anderson: „Ich fürchte, wir werden unsere Arbeit in Duke Town nicht halten können, es sei denn, daß bald ein paar tüchtige junge Männer und opferbereite junge Frauen zu uns stoßen; je mehr, desto besser!“ Er berichtete auch, daß eine seiner besten Helferinnen dem Fieber erlegen sei. „Sie war groß und schlank, zu schmal gebaut für dieses Klima. Ich hatte das Unheil vorausgesehen und gewarnt; nur kräftige, breitschultrige Menschen können es hier aushalten, und auch dann nur, wenn sie

von Zeit zu Zeit in einer kühlen Gegend Urlaub machen.“

„Und ich bin klein und zierlich!“ sagte Mary zu sich selbst. „Ich fürchte, Herr Anderson würde von mir als Missionarin nicht viel halten.“ Und doch spann sie, während sie ihren Webstuhl bediente, an den Fäden ihrer Träume weiter. Es war, als wollte sie sich selber beweisen, daß sie trotz allem Kraft genug habe: sie bediente gleichzeitig zwei große Webstühle in der Fabrik und arbeitete nochmal so viel wie bisher. Aber von ihren heimlichen Plänen sprach sie zu keiner Menschenseele.

Im Jahre 1874 flog die Kunde durch England, daß David Livingstone, der große schottische Missionar, einsam im afrikanischen Urwald gestorben sei. Da erinnerte sich Mary der Worte, die er einst zu den Studenten von Cambridge gesprochen hatte: „Vergessen Sie nicht Afrika! In wenigen Jahren werde ich dort irgendwo tief im Innern des Landes von aller Welt abgeschnitten sein. Ich gehe dorthin, um dem Christentum und dem Handel einen Weg zu bahnen. An Ihnen wird es einmal sein, mein Werk zu vollenden!“

Mary faßte einen Entschluß. Im Mai 1875 schrieb sie an die Missionsgesellschaft ihrer Kirche und bot ihre Dienste als Missionarin in Kalabar an. Ihre Mutter stimmte freudig zu, und nachdem auch die Erkundigungen, die die Missionsleitung über Mary in Dundee einzog, günstig lauteten, war Mary bald keine Weberin mehr. Sie studierte jetzt in Edinburgh, um sich als Lehrerin ausbilden zu lassen.

Am 5. August 1876 fuhr Mary von England ab,

und genau einen Monat später ging der Dampfer „Ethiopa“ unmittelbar unterhalb von Duke Town in den schmutzigen Wassern des Kalabarflusses vor Anker. Mary Mitchell Slessor war achtundzwanzig Jahre alt, als sie das Land ihrer Sehnsucht betrat. Es sollte für fast vierzig Jahre ihre Heimat sein.

EIN TRAUM WIRD WIRKLICHKEIT

Die ersten Tage erlebte Mary wie einen köstlichen Traum. Sie wohnte in Andersons Haus, einem Wellblechgebäude, das in Einzelteile zerlegt aus Schottland geliefert worden war. Von der Veranda aus bot sich ein Ausblick über die ganze Eingeborenenstadt, eine regellose Menge schmutziger, mit Stroh gedeckter Hütten, die sich im Tal dicht zwischen zwei Hügeln drängten. Dahinter glitzerte der von Einbaumbooten belebte Fluß, und drüben am anderen Ufer erstreckte sich dunkel und geheimnisvoll der Urwald, Meile um Meile.

Die Einwohner von Kalabar trieben einen schwunghaften Handel mit Palmöl, das sie an die Europäer verkauften, die mit ihren Schiffen die Küste anliefen. Überall im Land wuchsen die Ölpalmen wild. Die schweren Büschel der Nüsse wurden, sobald sie rot und reif waren, geerntet und in riesigen Eisentöpfen gekocht. Dann wurde das reichliche Öl abgeschäumt, in mächtige Fässer von 300 Liter Fassungsvermögen gefüllt und schließlich mit Kanus zu den wartenden Schiffen hinausgebracht. Die europäischen Händler lebten auf ihren Wohnschiffen, sogenannten „Hulks“. Als Mary diese Hulks zum ersten Mal sah, mußte sie an die Arche Noah denken. Es waren Segelschiffe

mit nackten Masten, über deren ganzes Deck Gras-
matten gespannt waren, um den starken Tropen-
regen abzuhalten. Monatlang schwoiten sie im
Fluß vor Anker und nahmen langsam die Palmöl-
fässer an Bod. Wenn dann die Laderäume voll wa-
ren, wurden die Matten fortgenommen, die Schiffe
seeklar gemacht und die Segel gehißt für die weite
Heimreise.

Doch Mary hatte keine Zeit, den Tag hier zu ver-
träumen. Beim ersten Tageslicht mußte sie wie alle
andern aufstehen, und Frau Anderson teilte jedem
seine Tagesaufgabe zu. Es wimmelte im Haus von
Menschen. Frau Andersons rechte Hand war eine
Eingeborene, die auf den Namen Julia hörte und
für den gesamten Haushalt verantwortlich war.
Die Köchin hieß Maria Stuart. Beide Mädchen leb-
ten schon viele Jahre bei „Mammi“ Anderson und
waren ihr treu ergeben. Außerdem gab es noch ein
Dutzend Jungen und Mädchen jeden Alters, die
Botengänge zu erledigen, Wasser zu holen und die
Ziegen, das Federvieh, sowie die Hunde und Kat-
zen zu versorgen hatten.

Unter den Eingeborenenkindern gab es ein paar
Zwillinge, und Mary erfuhr bald, warum sie auf
der Missionsstation lebten. Die Efiks von Kalabar
fürchteten sich vor Zwillingen. Sie glaubten, es
wären Kinder des Teufels, und eine Mutter von
Zwillingen wurde voller Angst gleich nach der Ge-
burt aus ihrem Haus gejagt. Den neugeborenen
Zwillingen brach man die Knochen und steckte die
kleinen Leichen in irdene Töpfe, um sie irgendwo
in den Busch oder in den Fluß zu werfen. Die

Mütter blieben geächtet. Jetzt aber gab es in der Missionsstation ein Haus, wo solche Mütter und Kinder eine Heimat fanden.

Mammi Anderson hatte ihren großen und vielseitigen Haushalt fest in der Hand. Sie wies Mary an, als erstes jeden Morgen noch vor der Dämmerung die Glocke zum Morgengebet zu läuten. Das war nach altem Brauch um fünf Uhr. Dann wurde wieder um sechs und zum dritten Mal um sieben Uhr geläutet, immer wenn Gebetszeit war. Eyamba, ein früherer „König“ von Duke Town, hatte der Mission die Glocke geschenkt, die jetzt neben der Kirche in der Astgabel eines Baumes hing.

Es kam vor, daß Mary die Zeit verschlief, und dann war Mammi Anderson sehr ärgerlich. Denn nichts ging ihr über Pünktlichkeit. Mary entdeckte bald, daß man auch zu den Mahlzeiten pünktlich erscheinen mußte. Als sie wieder einmal zu spät kam, erklärte ihr Mammi Anderson, daß sie heute zur Strafe nichts zu essen bekäme. Schweigend begab sich Mary in ihr Zimmer. Doch ein wenig später klopfte es an der Tür. Es war Herr Anderson.

„Warum kamen Sie heute wieder zu spät, Fräulein Slessor?“ fragte er ernst.

„Ich bin durch den Busch nach Old Town gegangen“, sagte Mary. „Es tut mir aufrichtig leid, daß ich mich verspätet habe.“ Nach einer Weile fuhr sie fort: „Ich stieg auf einen Baum und saß eine Weile in den Ästen. Es war lustig, die Leute auf dem Urwaldpfad kommen und gehen zu sehen, ohne daß sie wußten, daß ich da war. Ich glaube,

das war der wahre Grund für meine Verspätung.“ „Auf die Bäume steigen!“ rief Herr Anderson. „Glauben Sie, daß sich so etwas für eine Missionslehrerin schickt? Was wird Mammi Anderson wohl sagen, wenn sie das hört?“ Er zwinkerte ihr mit den Augen zu. „Ich habe Ihnen etwas Kuchen und Bananen mitgebracht. Damit werden Sie es bis zur nächsten Mahlzeit aushalten. Und ich will Ihnen ein Geheimnis verraten. Ich kannte einmal ein Mädchen in Jamaika, das war eine junge Missionslehrerin wie Sie. Und im Bäumeklettern war sie auch groß! Voller Übermut streifte sie wie ein Reh durch die Berge von Jamaika. Nun ja, das war vor bald vierzig Jahren, und damals war sie knapp zweiundzwanzig Jahre alt. Heute hat sie keine Zeit mehr, um auf Bäume zu steigen. An den Haushalt muß sie denken, bei den Frauen nach dem Rechten sehen, und für die Mütter von Zwillingen sorgen.“

„Sprechen Sie von Mammi Anderson?“ fragte Mary erstaunt.

Herr Anderson nickte. „Aber sagen Sie ihr nichts davon, daß ich's Ihnen erzählt habe! Helfen Sie ihr lieber, so gut Sie nur können. Es gibt hier so viel zu tun und viel zu wenig helfende Hände. Vielleicht kommt einmal der Tag, wo es Ihnen gerade so gehen wird wie ihr? Dann werden Sie sich daran erinnern, wieviel Mammi Anderson Tag für Tag zu tun hatte.“

Fortan machte sich Mary vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu schaffen. Herr Anderson hatte recht, es gab so viel zu tun! Sie mußte zum

Beispiel die Efiksprache erlernen, damit sie sich mit den Frauen im Ort verständigen konnte. Ihrer schottischen Zunge fiel es anfangs schwer, die fremden Worte richtig auszusprechen. Herr Goldie, der Missionspionier von Creek Town gab ihr ein Exemplar des Efikwörterbuches, das er zusammengestellt hatte, und nun las sie beim Gottesdienst in ihrer Efik-Bibel mit. Die Kirchenlieder waren ihr vertrauter, da sie nach den heimatlichen Melodien gesungen wurden. Doch bald kam sie darauf, daß man die Efiksprache am schnellsten lernt, wenn man drauflos spricht, auch wenn einem anfangs Fehler unterlaufen. Bald plauderte sie eifrig mit den Zwillingspärchen und den im Hause beschäftigten Mädchen. Und auf dem Marktplatz versuchte sie dann, ihre neuen Kenntnisse anzubringen. Die Eingeborenen waren begeistert. „Sie redet wie eine Kalabarfrau“, sagten sie.

Mary bekam es auch bald zu spüren, wie mörderisch das Klima war. Sie war in brennender Sonnenglut von einem Eingeborenenviertel ins andere gegangen und kam völlig erschöpft zur Missionsstation zurück. Fieberanfälle warfen sie nieder und nahmen ihr für viele Tage die Kraft. In dieser Zeit erkannte Mary, wie gütig und behutsam Mammi Anderson war.

Manchmal war Mary mit allem und jedem unzufrieden. Die Eingeborenenviertel waren dreckig und die Kinder mit Schwären bedeckt. Mehr als die Hälfte aller neugeborenen Efiks starben, bevor sie

ein Jahr alt waren, und das nur infolge des unglaublichen Schmutzes und der Dummheit und Achtlosigkeit der Mütter. Die Frauen luden Mary zwar bereitwillig in ihre dreckigen Hütten ein, hörten auch geduldig an, was sie ihnen da sagte, doch besser wurde nichts. Wenn Mary Slessor ihnen gut zuredete, sie sollten doch ihre Hütten sauberhalten und ihren törichten Aberglauben lassen, dann zuckten sie nur die Schultern und sagten: „Das ist bei uns so Sitte.“ Mary spürte nicht übel Lust, sie bei den Köpfen zu nehmen. Ach, sie hätte am liebsten ganz Duke Town um und umgekehrt. Aber sie mußte sich bezähmen und Geduld lernen. „Abwarten können ist schwer“, schrieb sie nach Hause. „Immer wieder muß ich mir das Wort des Herrn vor Augen halten: ‚Lerne von mir!‘ Jesus hatte es nie eilig, er war niemals überstürzt oder kopflos. Er sagte in der Bergpredigt: ‚Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.‘“ Ihre Hauptbeschäftigung fand sie in der Schule, die nahe beim Missionshaus lag. Es gab dort fünfzig Kinder, in der Hauptsache Jungen. Die Väter schickten sie in der Erwartung, daß sie besser mit den Schiffskapitänen auf dem Fluß feilschen könnten, wenn sie ‚das Buch‘ gelernt hätten. Mary brachte ihnen das Lesen und Schreiben bei, als Lesebuch benutzte sie die Efik-Bibel und den Katechismus. Am Sonntag ging sie mit den Schülern in die Kirche und in den Kindergottesdienst. Gewöhnlich kamen etwa achthundert Besucher zum sonntäglichen Gottesdienst. Viele Bewohner Duke Towns bestellten ihre Felder

einige Meilen landeinwärts und kamen nur zur Regenzeit in den Ort, wenn die Arbeit draußen nicht möglich war. Doch die meiste Zeit des Jahres arbeiteten sie auf ihrem Land, rodeten dort mit ihren primitiven Buschmessern und Hacken den Urwald und bestellten ihre Felder, auf denen sie Süßkartoffeln, Kassawa, Pfeffer und Mais zogen. Sooft sie es einrichten konnte, machte Mary Slessor sich auf den Weg durch den Urwald, um sie dort zu besuchen. Sie nahm dann meist etwas Medizin und Verbandzeug dorthin mit, weil fast immer jemand krank oder verletzt war. Dort gab es keinen Arzt, und keine Schwester, die sich um die Kranken hätten kümmern können. Und die Medizinmänner beplasterten ihre Wunden höchstens mit übelriechenden Drecksalben und Blättern. Mary sah nach und nach, wie sehr das Leben der Efiks unter dem Zeichen der Angst stand. Jeder Unglücks- oder Krankheitsfall wurde einem bösen Geist oder einem übelgesinnten Nachbarn in die Schuhe geschoben. Der Medizinmann wurde gerufen und machte sich daran, den Schuldigen „auszuschnüffeln“. Er hockte sich mit seinem Zaubersack auf die Erde, murmelte irgendetwas vor sich hin und warf Knöchelchen hierhin und dorthin. Alle saßen in furchtsamen Schweigen drum herum. Plötzlich stürzte er sich auf eine Frau oder ein Mädchen und gab ihr die Schuld an der Krankheit. Das erschreckte Geschöpf wurde dann dazu verdammt, die „Nuß zu knacken.“ Die Kalabar- oder Gottesurteilbohne wurde zu Pulver zerstoßen, mit Wasser vermennt und das

Opfer mußte den Gifttrank schlucken. Erbrach die Frau das Giftgemisch, so galt sie als unschuldig. Behielt sie es bei sich, dann starb sie unter entsetzlichen Schmerzen, und alle waren überzeugt, daß sie die Schuldige gewesen war. Mehr als einmal mußte Mary diesen grauenvollen Brauch mit ansehen. Sie mochte dagegen sagen, was sie wollte, die Leute hielten fest an ihrem Aberglauben.

Im Juni 1879 fuhr Mary zum ersten Mal nach Schottland in Urlaub. Sie hatte ihn äußerst nötig, war sie doch recht erschöpft und krank vor Heimweh. Doch kaum hatte sie sich erholt, da wanderten ihre Gedanken wieder nach Kalabar. Aber das nun schon zur Gewohnheit gewordene Leben in Duke Town sagte ihr nicht mehr recht zu. Sie wünschte sich, allein und in eigener Verantwortung im unbekanntem Inland zu arbeiten. Herr Anderson war gar nicht davon erbaut. Pioniermission an der äußeren Front? Nein, das war nichts für eine Frau. Die Gefahren und Schwierigkeiten waren zu groß. Immerhin wurde es Mary, als sie 1880 nach Westafrika zurückkehrte, gestattet, Old Town, das etwa vier Kilometer flußauf lag, zu versehen und dorthin überzusiedeln.

Ihr neues Heim sah ganz anders aus als das schmucke und gut eingerichtete Missionshaus in Duke Town. Es war eine halbverfallene strohgedeckte Lehmhütte, in der sich nur sehr wenige Möbel befanden. Doch Mary war hier ihr eigener Herr und bald den ganzen Tag über so beschäftigt, daß sie gar keine Sehnsucht nach einem bequeme-

ren Leben unter Weißen verspürte. Tagein, tagaus unterrichtete sie in den aus Lehm errichteten Schulen von Old Town und den benachbarten kleinen Dörfern. Hier kam jung und alt zur Schule. In einem der Dörfer saß sogar der Häuptling neben den Kindern auf der niedrigen Bank und leierte mit ihnen sein ABC herunter.

Sonntags hatte sie am meisten zu tun. In aller Frühe marschierte sie durch den Urwald zu einem der abgelegenen Dörfern und hielt dort einen Gottesdienst. Zwei Jungen begleiteten sie, die an einer Stange zwischen sich eine große Glocke trugen, um die Gemeinde zum Gottesdienst zu rufen. Dann weiter in ein anderes Dorf zum nächsten Gottesdienst! Wenn sie in einem Dorf Gottesdienst gehalten hatte, ging sie von Hütte zu Hütte, um mit den Frauen zu sprechen. War auch das geschafft, dann kehrte sie nach Old Town zurück und hielt am Spätnachmittag einen Kindergottesdienst.

Am Abend, wenn die Tageshitze einer angenehmen Kühle gewichen war, hielt sie noch unter freiem Himmel eine Andacht bei dem Dorfhäuptling. Ein weißgedeckter Tisch, auf dem neben einer Öllampe die Bibel lag, diente als Altar. Mary las den still lauschenden Dorfbewohnern ein Stück aus der Bibel vor und predigte zu ihnen darüber. Nachdem sie mit ihnen und für sie gebetet hatte, ließ sie ihre Zuhörer einige Efik-Choräle singen. Es war schon spät, wenn sie von den Leuten — müde, aber im tiefsten Herzen glücklich — im Schein des silbernen Mondes und der unzähligen Sterne zu ihrem Heim geleitet wurde.

„Tie-sunjo!“ riefen sie dort in der Efiksprache.
„Schlafe sanft!“

Und sie antwortete: „Sanja-sunjo! Geht in Frieden!“

Mary Slessor unternahm mit dem Kanu Erkundungsfahrten den Crossfluß hinauf. Stets hatte sie ihr Verbandszeug dabei. Mochten die Leute zuerst auch Scheu vor der blondhaarigen Fremden mit der weißen Haut haben, so freundeten sie sich doch bald mit ihr an, wenn sie Wunden verband und Schmerzen linderte. Einmal — sie waren schon auf der Heimfahrt — brach ein furchtbarer Wirbelsturm herein, und als das Boot endlich bei Old Town auf den Sandstrand lief, war Mary derart fieberkrank, daß man sie in ihr Haus hinauftragen mußte. Bald darauf, im Frühjahr 1883, wurde Mary auf ärztliche Anordnung in die Heimat geschickt. Sie nahm eins der Zwillingskinder mit, das sie vor dem Tode bewahrt hatte und das ihr bis an ihr Lebensende treu ergeben blieb. Das kleine kraushaarige Mädchen wurde in Dundee in Marys alter Sonntagsschule getauft und erhielt nach Marys jüngster Schwester den Namen Janie.

Zwölf Jahre, nachdem Mary zum ersten Mal Duke Town betreten hatte, gab die Missionsleitung Marys Drängen nach und entsandte sie auf eine neue Missionsstation im Inneren des Landes. In den Jahren an der Kalabarküste hatte sie schon allerhand Informationen über die Stämme im Innern gesammelt. So wußte sie, daß Efik die Stämme, die weiter flußauf wohnten, daran hinderten, mit den Ölschiffen in Duke Town Handel zu trei-

ben. Die Efik wollten niemand anderen daran verdienen lassen. Sie wußte, daß es immer wieder Krieg gegeben hatte zwischen den Leuten von Duke Town und den Häuptlingen der Okoyong, Umon und der anderen Stämme des Inneren.

Die Okoyong interessierten sie besonders. Ein Missionar namens Campbell war zu Fuß weit ins Innere vorgestoßen und hatte von einer seiner Reisen ein paar Jungen der Okoyong mitgebracht, die dann die Schule von Creek Town besuchten. Er erzählte Mary von seinen Reisen und von den mutigen, kriegerischen Menschen, die er dabei getroffen hatte. „Sie trauen keinem, der aus dem Efikland kommt“, hatte er ihr berichtet. „Drinne oder draußen, beim Sprechen, Essen oder Schlafen, stets haben sie ihre Gewehre schußbereit zur Hand. Wenn überhaupt jemand ihr Vertrauen gewinnen kann, dann nur ein Missionar!“

Mehr und mehr wuchs in Mary die Überzeugung, daß die Arbeit unter den Okoyong auf sie wartete. Endlich gab die Missionsleitung im Jahre 1888 nach. Mary war damals vierzig Jahre alt, zierlich gebaut, oft fieberkrank, also durchaus nicht von dem Holz, aus dem man Pioniermissionare schnitzt. Aber sie besaß jenen frommen Mut, der alles wagt. Ihre Mutter und ihre Schwester waren kurz zuvor verstorben, und oft fühlte sich Mary recht vereinsamt. „Der Himmel ist mir nun näher als Großbritannien“, schrieb sie, „und kein Mensch wird sich um mich sorgen, wenn ich ins Innere des Landes gehe.“ Ihre Freunde in Kalabar schüttelten zweifelnd den Kopf.

Die europäischen Händler sagten: „Die Leute oben am Fluß brauchen ein Kanonenboot, aber keine Missionarin. Eine gesetzlose Bande ist das. Sie dürfen nicht vergessen, Fräulein Slessor, daß Ihnen niemand helfen kann, wenn Sie in Schwierigkeiten geraten.“

„Auf keinen Fall ist das eine Aufgabe für eine Frau“, meinten die anderen Missionare. „Viel zu verlassen, viel zu gefährlich! Was wird aus Ihnen, wenn Sie einmal krank werden?“

Auch die Häuptlinge von Kalabar gaben ihre Meinung zum besten. „Glauben Sie, daß ein Mensch dort auf Sie hören wird? Wir werden Sie nie wiedersehen. Man wird Sie ermorden.“

„Und ich gehe doch!“ sagte Mary Slessor. Und am 4. August 1888 brach sie auf.

BEI DEN WILDEN KRIEGERN DER OKOYONG

Die Fahrt ging durch strömenden Regen. In dem langen Einbaumboot befanden sich außer Mary und ihrer Habe noch fünf afrikanische Kinder. Die kräftigen Ruderer taten, was sie konnten, aber gegen die starke Strömung des Flusses kamen sie nur langsam, unendlich langsam voran. Es war schon fast dunkel, als sie die Anlegestelle erreichten. Doch jetzt lag noch ein Fußmarsch von fast sieben Kilometern durch regentriefenden Wald vor ihnen. Als sie auf dem schlammigen Urwaldpfad dahinpatschten, brachen die Kinder in Tränen aus, und nur Marys Glaubensmut ließ sie weitergehen. In Ekenge, einem der Okoyongdörfer, gab es bei ihrer Ankunft keinen Willkomm. Die Leute waren fort, um die Bestattung einer Häuptlingsmutter zu feiern, und das bedeutete, daß sie sich tagelang betrinken würden. Mary brachte die Kinder für die Nacht in einer Eingeborenenhütte unter und machte sich dann nochmals auf den Weg. Sie mußte ja noch dafür sorgen, daß die Ruderer die Kisten, in denen sich die Lebensmittel und anderen notwendigen Dinge befanden, in ihr neues Heim trugen. Es war nach Mitternacht, als sie sich endlich müde und traurig zum Schlaf niederlegen konnte. Ihr Heim in Ekenge war anfangs ein schmutziger

Raum in einer Ecke des Frauenhauses, das dem Häuptling Edem gehörte. Der Raum wimmelte von Ratten und Kakerlaken und war so eng, daß Mary abends ihre Kisten und Stühle vor die Tür tragen mußte, um Platz zum Schlafen für sich und die Kinder zu schaffen. Und dabei ließen die Leute sie auch nicht einen Augenblick allein. Dauernd lungerten sie an ihrer Tür herum, starrten sie und die Kinder an und machten dazu Bemerkungen über ihr Aussehen, ihre Kleidung und ihre Habe. Eine Frau fiel Mary ganz besonders auf. Es war Ma Eme, eine große, dicke Frau, die als Schwester des Häuptlings beträchtliche Macht über die anderen hatte. Sie sorgte für Mary und half ihr, sich in der ihr unbekanntenen Fremde einzugewöhnen.

„Wir fanden bei den Okoyong keinen besonders freundlichen Empfang“, schrieb Mary an eine Freundin. „Alle schienen Angst vor uns zu haben, und wenn wir sie einmal zusammengetrommelt hatten, waren sie bis an die Zähne bewaffnet.“

Die Okoyong trauten niemandem, nicht einmal ihren Stammesgenossen, und wenn sie fortgingen, dann nie ohne Waffen. Nur sobald „ein großer Mann“ gestorben war, vergaßen sie ihre Streitigkeiten und setzten sich zusammen, um zu trinken und große Gelage zu feiern. Alles, was Mary je von finsterem Heidentum gehört, gelesen oder gesehen hatte, war hier beisammen: Hexerei, Giftmischen, Mord an Zwillingen und Kopfjägeri.

Mary eröffnete Schulen in Ekenge und dem eine halbe Stunde entfernten Ifako. Anfangs kamen Schüler jeden Alters, aus purer Neugier, um einmal

zu sehen, was die weiße „Ma“ da wohl anstelle. Doch bald wurden die älteren Leute der Sache überdrüssig und ließen sie mit den Kindern allein. Sie brachte ihnen bei, ihre ersten Buchstaben in den Sand oder auf rauhe Holzplanken zu malen. Außerdem lernten sie Bibelverse auswendig, die sie dann stolz daheim in ihren Dörfern hersagten. Jeder Schultag endete mit einem Gottesdienst, und Mary brachte ihnen die Efik-Choräle bei, die sie in den altvertrauten schottischen Melodien singen ließ.

Nach und nach lernten die Eingeborenen die Fremde, die da unter ihnen lebte, achten. Man rief sie, wenn jemand krank war, und Mary kam, mochte es auch mitten in der Nacht sein. Sie wußte ja, daß sie ein ganzes Dorf vor einem „Gottesurteil“ mit Gift bewahrte, wenn es ihr gelang, einen Kranken zu retten. So kam es, daß sogar Edem, der Häuptling von Ekenge, anfing, sich ratsuchend an sie zu wenden.

Zufällig erfuhr Mary, daß zwischen zwei Okoyong-Dörfern ein Kampf stattfinden sollte. Sofort begab sie sich in Edems Haus, entschlossen, ihn dort festzuhalten. Als es dunkelte, wurde Edem unruhig und suchte ihr einzureden, sie müsse jetzt unbedingt heimgehen.

„Ich fühle mich aber ganz wohl hier“, sagte Mary heiter. Nach einem Weilchen fing er wieder an. „Ma, du wirst dir in der Nachtluft das Fieber holen, wenn du noch länger hier bleibst.“

„Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich stürbe?“ erwiderte Mary ruhig. „Mein Freund Edem, ich

weiß genau, was deine Leute heute Nacht vorhaben. Ich weiß, sie erwarten von dir, daß du sie im Kampf anführst. Aber denk daran, daß du mir versprochen hast, nicht zu kämpfen. Darum bleibe ich hier. Ich werde aufpassen, daß du dein Wort hältst.“

Schweigend stand Edem auf und ging in seine Gemächer. Mary Slessor rief Ma Eme dringend zu sich. „Ich werde hier schlafen“, sagte sie. „Doch wenn Häuptling Edem Anstalten macht, das Haus zu verlassen, weckst du mich sofort!“

Um Mitternacht fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Im ungewissen Licht des Mondes sah sie die massige Gestalt Ma Emes, die sich über sie beugte. Die Frau sagte kein Wort, wies aber mit der Hand auf die offene Tür. Im Nu war Mary hoch und trat vor die Hütte. Im Dorf war alles ruhig, doch am Waldrand stieß Mary auf Edem. Er hatte sein Schwert in der Hand. Sie wußte, daß der Wald von bewaffneten Kriegern wimmelte, die auf ihren Häuptling warteten.

„Wo gehst du hin, Häuptling?“

„Ach, nur ein wenig spazieren“, erwiderte er.

„Fein, dann begleite ich dich“, sagte Mary ruhig. Schweigend schritten sie durch den Wald. Nachdem sie eine Weile auf den gewundenen Urwaldpfaden dahingegangen waren, kehrten sie schließlich wieder zum Dorf zurück. Mary war jetzt sicher, daß in dieser Nacht kein blutiger Überfall stattfinden werde. Eine ganze Woche lang ließ sie den Häuptling nicht aus den Augen. Schließlich kam er und legte ihr sein Schwert zu Füßen.

„Monyime, Ma — Ich bin bereit, Ma“, sagte er. Und sie wußte, daß sie gesiegt hatte. Der Kriegshäuptling hatte sich der Missionarin gefügt.

Nach einiger Zeit halfen ihr die Okoyong ein Haus zu bauen, in dem sie mit ihren afrikanischen Kindern wohnen konnte. Die Wände waren aus einem Bambusgeflecht, das man mit Lehm beworfen hatte, und das Dach bestand aus den üblichen Schilfmatten. In dem einen der beiden Räume errichtete sie aus Lehm eine Anrichte, die sie mit einem Stein glättete und polierte, und ein Lehmsofa. In die andere Stube kamen ihr Bett, die Bücher und die Kisten. In Ifaka, wo sie ja auch täglich unterrichtete, wurde ein geräumiges Haus im Eingeborenenstil errichtet. Die Woche über hieß es „Ufok Nwed“ (Haus des Buches), doch am Sonntag war es „Ufok Abasi“ (Haus des Herrn).

Ein Jahr, nachdem Mary ihre Arbeit unter den Okoyong begonnen hatte, sandte ihr die Missionsleitung den Tischler Ovens, der ihr helfen sollte, ein festes Haus zu bauen. Das war eine Anerkennung für Marys Arbeit. Ekenge wurde nun eine richtige Missionsstation. Herr Ovens traf an einem Montag ein und war nicht schlecht erstaunt, daß Fräulein Slessor gerade einen Sonntagsgottesdienst hielt.

„Wie konnten Sie nur am Sonntag reisen?“ empfing sie ihn. „Reisen ist hierzulande schwere Arbeit. Wir sollten aber den Sonntag heiligen.“

Er sah sie verblüfft an. „Heute soll Sonntag sein? Nein, gestern war Sonntag. Ich bin da ganz sicher,

weil ich gestern in Duke Town zweimal in der Kirche war. Sie können sich darauf verlassen, daß heute Montag ist.“

Nun sah Mary verduzt drein. „Ach, dann muß ich wohl mit meiner Zeitrechnung durcheinandergeraten sein“, gab sie zu. „Doch lassen wir es so gut sein. Die Leute hier glauben nun einmal, daß heute Sonntag ist, und Sie — nun Sie haben dann eben in dieser Woche zweimal Sonntag!“

Am nächsten Morgen ging Herr Ovens an die Arbeit. Es sollte ein richtiges Missionshaus werden mit Fenstern und Türen, mit einer Veranda und einer Küche, ja sogar mit einem besonderen Raum für die Krankenbehandlung. Herr Ovens war neu im Land und hatte hier seine erste Aufgabe vor sich. Bald machte er die Erfahrung, daß bei den Okoyong alles möglich war, zumal in der Nähe von Mary Slessor. Von Zeit zu Zeit kam die Nachricht, daß ein Zwillingsspaar geboren oder eine Massenbesäufnis im Gange sei. Dann wieder hieß es, man hätte jemand der Zauberei angeklagt, und er müsse sich jetzt dem Gottesurteil durch Gift unterwerfen. Gar oft mußte der schottische Zimmermann sein Werkzeug aus der Hand legen und sich um die schwarzen Kinder des Hauses kümmern, weil Mary davoneilte, um zu retten, was zu retten war.

Eines schönen Morgens war Herr Ovens wieder einmal eifrig beim Hämmern, als er Mary Slessor im Walde verschwinden sah. „Was ist denn nun schon wieder los?“ sagte er zu sich selbst. „Wenn ich doch nur die Landessprache verstünde! Hier

weiß man nie, was in den nächsten fünf Minuten passiert.“

Er rief seinem Kalabargehilfen zu, er solle hinter Ma Slessor herlaufen. Nach kurzer Zeit kam der Bursche angekeucht und meldete, daß ein Unglück geschehen sei. „Ma sagt, du gleich kommen und bringen Medizin!“

Ovens fand Mary kniend neben einem jungen Afrikaner, der leblos am Boden lag. Ein Haufen Eingeborener stand jammernd um die beiden herum. „Es ist Etim, der Sohn des Häuptlings Edem“, rief sie ihm rasch in Englisch zu. „Ein Baum ist auf ihn gestürzt. Ich fürchte, es steht ernst um ihn. Er ist noch bewußtlos, und ich glaube fast, daß er sich das Genick gebrochen hat. Wenn er stirbt . . .“ Sie beendete den Satz nicht, aber der Zimmermann erriet ihre Gedanken. Beim Tod eines so bedeutenden Mannes würde eine Schreckensherrschaft im Land ringsum ausbrechen. Rasch richtete Herr Ovens mit seinem Gehilfen eine Tragbahre her, und dann trugen sie den bewußtlosen jungen Mann nach Ekenge ins Haus seiner Mutter. Zwei Wochen lang pflegte ihn Mary und betete inbrünstig für seine Genesung. Doch eines Sonntagmorgens kam sie dazu, wie seine Verwandten den sterbenden Mann hochstützten und alles versuchten, um das entfliehende Leben im Körper festzuhalten. Sie bliesen ihm Rauch in die Nase, rieben scharfen Pfeffer in seine Augen und schrien ihm aus Leibeskräften die Ohren voll. Doch die Toten hören und fühlen nichts. Als Etim leblos zurücksank, brachen alle in laute Wehklage aus. Der Häuptling Edem aber

war außer sich vor Angst und Wut. „Er ist durch bösen Zauber getötet worden“, schrie er. „Holt den Medizinmann! Er soll uns sagen, wer daran schuld ist.“

Wildes Erschrecken breitete sich bei diesen Worten im Dorf aus; Männer, Frauen und Kinder flohen in den Wald. Niemand konnte ja wissen, wer als erster angeklagt würde. Doch der Medizinmann erklärte, ein anderes Dorf sei für Etims Tod verantwortlich, und Häuptling Edem ließ seine Krieger zusammenkommen. Rasch zogen sie zu dem schuldigen Dorf, ergriffen alle, die sie gerade finden konnten, schleppten sie in Ketten zu Edems Gehöft und banden sie dort an Pfähle.

An diesem Tag erkannte der Zimmermann Ovens, aus welchem Holz Mary Slessor geschnitzt war. Die Lage war überaus ernst, doch Mary verzagte nicht. Sie kramte in ihren Blechkisten herum, bis sie gefunden hatte, was sie suchte: allerlei altmodische Kleider und blitzenden Tand, Dinge, die man aus der Heimat geschickt hatte. Sie ging zum Häuptling und sagte ihm, daß sie über den Tod seines Sohnes tief betrübt sei.

„Ich selber will für seine Beerdigung sorgen,“ erklärte sie. „Ihm soll alle Ehre zuteil werden, die seinem hohen Range gebührt.“

Und sie hielt ihr Wort. Der Leichnam wurde in knallbunte Seide gehüllt, und ein neuer Anzug darübergestreift, um den Kopf kam ein seidener Turban mit einem schwarzen Zylinder darauf, den ein scharlachrotes Band zierte. Ketten aus blanken Messingknöpfen bekam er um den Hals, und

schließlich wurde er im Frauenhof unter einem Prunkschirm aufrecht in einen Lehnstuhl gesetzt. Als Höhepunkt stellte Mary Slessor einen Spiegel vor Etim, der seine Pracht zurückstrahlte. Die Leute waren verblüfft und hingerissen. Nie zuvor hatte es bei den Okoyong ein solch großartiges Schauspiel gegeben. In wilder Entzückung tanzten sie um den Toten, schossen ihre Gewehre ab und besangen die Heldentaten des Verstorbenen.

Die Tage und Nächte gingen in einem Rausch wilder Freß- und Trinkgelage dahin. Doch Mary wußte sehr wohl, daß die Gefahr noch nicht überstanden war. Die armen Gefangenen waren noch immer in Ketten und hingen halbverschmachtet an den Pfählen vor der Veranda des Häuptlingshauses. Schon wurden Giftbohnen zerstoßen und bereitgemacht für ein „Massen-Gottes-Urteil“. Müde, aber geduldig blieben Mary und Ovens auf dem Posten, er bei Tag und sie bei Nacht.

Immer wilder wurde der trunkene Haufe. Feindselig schrien sie Mary ins Gesicht, wenn sie sich gegen die Giftprobe aussprach. „Bring unsern Häuptlingssohn wieder zum Leben“, riefen sie, „dann kannst du die Gefangenen haben.“

Mitten in der Nacht kam es zur Entscheidung. Eine Gefangene wurde losgebunden und vor Etim hingeworfen, um das Gift zu trinken. Ihre Bewacher taumelten vor Trunkenheit, und Mary nahm die Gelegenheit wahr. Sie packte die verängstigte Frau beim Arm und rief ihr zu, sie solle loslaufen. Hand in Hand rannten sie zwischen den dunklen Hütten hin zum sicheren Missionshaus. Dort übergab Mary

die Befreite der Obhut des Zimmermanns, sie selber kehrte zu dem betrunkenen Haufen zurück. Stundenlang stritt und bettelte sie um das Leben der anderen Gefangenen. Am Ende gab Häuptling Edem nach. War es sonst üblich, daß ein Sklavengefolge geopfert wurde, das dem Toten in der Geisterwelt dienen sollte, so gab man Etim nur eine Kuh mit ins Grab. Es war das erste Mal bei den Okoyong, daß ein Mann im Häuptlingsrang ohne Menschenopfer bestattet wurde.

Oft mußte Mary Slessor an die Worte denken, die sie einst in dem Brief aus Duke Town geschrieben hatte: „Jesus hatte es nie eilig.“ Die Geduld des Herrn bestimmte ihr Leben. Sie konnte nicht vom großartigen Sieg des Christenglaubens über ein Heidenvolk berichten, sie konnte keine vollen Kirchen und keine Musterschulen vermelden. Noch hatte sich kein einziger Okoyong taufen lassen, aber Mary besaß einen ungeheuren Einfluß auf den ganzen Stamm. Selbst die Häuptlinge holten sich bei ihr Rat. Sie war alles in einer Person: Gesetzgeber und Lehrer, Arzt und jedermanns Freund. Sie alle sahen in Ma Mary die Liebe Gottes am Werk.

Mary Slessor nahm ihre zahlreichen schwarzen Besucher mit in ihr Haus und zeigte ihnen ihre schlichten Habseligkeiten. Die nackten Frauen bewunderten und betasteten ihre Kleider, die Gardinen und die Bettdecken. Freudig erregt schnatterten sie durcheinander, wenn sie die Töpfe, Pfannen und Eßbestecke entdeckten. Die Männer wunderten sich über die schlagende Wanduhr, die er-

zählte, welche Tageszeit es sei. Ein Spiegel war ihnen das reinste Zauberwesen. Sie leckten an der Büchsenmilch, die Mary für die Babys bereithielt, und an dem fremdartigen weißen Zucker, und erklärten unter lautem Beifallgrunzen, beide seien: „Viel zu süß!“

Angesichts ihres Interesses schrieb Mary an befreundete Kaufleute in Kalabar und bat sie, Handelsware mit Kanus den Fluß heraufzuschaffen. Sie versprach, daß ihre Leute ihnen viel abkaufen würden. Doch die Efik fürchteten noch immer für ihr Leben und trauten sich nicht den Fluß hinauf. Mary schrieb erneut, diesmal an den König Eyo VII. von Creek Town, der schon getaufter Christ war, und bat ihn, er möge doch einige der Okoyong-Häuptlinge zu sich einladen. Er erfüllte ihren Wunsch, und voller Mißtrauen fuhren die Häuptlinge mit ihrer „Ma“ den Fluß hinab. König Eyo empfing sie sehr freundlich, zeigte ihnen seine Handelswaren und versprach, mit ihnen Handel zu treiben. Von da an entwickelte sich das Okoyong-Gebiet zu einem einbringlichen Handelsplatz für Palmöl und Getreide. Nachdem nun allerlei neue und schöne Handelsgüter nach Ekenge und Ifako zu den übrigen Dörfern der Okoyong gelangten, hatten die Leute dort nicht mehr so viel Zeit zum Kriegeführen und Trinken.

Damals, als Mary zu den Okoyong aufbrach, hatte sie geschrieben: „Ich gehe jetzt zu einem neuen Stamm im Inland, einem wilden und grausamen Volk. Jeder sagt mir, die Leute würden mich umbringen. Doch ich fürchte mich nicht vor Wunden.

Es wird nur allerhand Mut und Festigkeit dazugehören, es mit ihren wilden Bräuchen aufzunehmen.“

Wenige Jahre später war sie die ungekrönte Königin der Okoyong, und das kriegerische Volk hatte ihr die Waffen zu Füßen gelegt. Den Sieg verdankte sie ihrem Mut, ihrer Nächstenliebe und dem Gebet.

IM NAMEN DER KÖNIGIN

Dann und wann fuhr Mary Slessor den Fluß hinab, um sich in Kalabar wieder einmal unter ihresgleichen zu bewegen. Ihre ganze Kinderschar fuhr mit ihr, sie hatte ja immer für Zwillinge oder Waisen zu sorgen. Ihre Freunde in Creek Town oder Duke Town nahmen sie herzlich auf, und Mary konnte sich erholen und neue Zukunftspläne schmieden. Ihre Gedanken eilten stets voraus in eine Zeit, da das ganze Land erschlossen, die Sklaverei abgeschafft und die bösen Geister des Busches vertrieben sein würden. Ähnlich wie ihr großes Vorbild David Livingstone versprach sich auch Mary Slessor viel vom kultivierenden Einfluß des Handels.

Sie freute sich sehr über die Veränderungen, die Duke Town in den letzten fünfzehn Jahren durchgemacht hatte. Damals, als Mary zum ersten Mal ihren Fuß auf diese Küste setzte, waren die Missionare die einzigen Weißen, die sich hier ansiedeln durften. Die weißen Händler lebten an Bord ihrer Wohnschiffe. Der Vertreter Großbritanniens war ein Konsul gewesen, der auf der spanischen Insel Fernando Po lebte, weitab von der Festlandsküste. Von Zeit zu Zeit erschien er mit einem Kanonenboot an der Mündung des Kalabarflusses, um zu

sehen, daß der Handel friedlich und anständig vor sich ging. Wenn die Missionare auch immer wieder die Häuptlinge drängten, sie möchten doch von Mord, Sklavenhandel und Massenvergiftungen ablassen, so predigten sie doch oft nur tauben Ohren. Nur die alten Bräuche galten als Gesetz, und die Häuptlinge von Kalabar entschieden über Leben und Tod.

Jetzt aber, im Jahre 1893, war die Kalabarküste unter britischer Verwaltung. Von der Veranda des Missionshauses in Duke Town konnte Mary das große Regierungsgebäude auf der Höhe eines benachbarten Hügels liegen sehen. Hier hatte Sir Claude Macdonald seinen Amtssitz als Kronbevollmächtigter und Generalkonsul im Niger-Küsten-Protectorat. Kalabar war jetzt die Hauptstadt eines britischen Gebietes.

Eines schönen Morgens suchte Sir Macdonald Mary Slessor persönlich auf. Er traf eine kleine, zierliche Dame mit hellen Augen, die in einem Schaukelstuhl auf der Veranda auf und ab wippte und ein schwarzes Baby im Arm hielt. Um sie herum spielten andere Kinder unter Janies Aufsicht. Der Bevollmächtigte der Königin unterhielt sich mit der Missionarin über die Zukunft des Landes. „Sie müssen doch manche Wandlung in Duke Town miterlebt haben, Fräulein Slessor“, sagte Sir Claude.

„Gewiß, Sir, das habe ich! Es stimmt mich froh, jetzt saubere Straßen hier vorzufinden, frischgepflanzte Baumreihen am Ufer zu sehen und Men-

schen, die ordentlich gekleidet sind und friedlich ihre Arbeit verrichten.“

„Ach, es geht nur langsam vorwärts“, gestand Sir Claude. „Aber allmählich beginnen die Efik einzusehen, daß die Verbesserungen zu ihrem Besten geschehen. Wenn man zurückdenkt, wie es vor ein paar Jahren noch war — Menschenfresserei, Zwillingmord, Menschenopfer, sobald irgendwo ein Häuptling starb, und dann die Gottesurteile. Ihr Missionare habt hier wirklich Großes geleistet. Jetzt ist es an mir und meinen Leuten, in eurem Rücken aufzubauen. Wir stehen hier noch im Anfang unserer Arbeit“, fuhr er fort. „Zwei Amtsärzte gibt es jetzt in Duke Town, und die Straßen werden täglich gereinigt. Da hat sich schon manches geändert gegenüber früher, wenn Sie an den Dreck denken, der überall herumlag und eine Brutstätte für alle Krankheiten bildete. Wir haben den Urwald gerodet und den Ort entwässert, um der Malaria Herr zu werden. Und obwohl drüben auf unserem Regierungs-Hügel ein Dutzend Beamte wohnen — die farbigen Soldaten in den Kasernen gar nicht gerechnet —, hatten wir doch in den letzten drei Jahren nicht einen einzigen Todes- oder schweren Krankheitsfall. Das ist doch recht beachtlich. Wenn wir erst einmal das Eingeborenenviertel ausgemistet haben, dann wird manches anders werden! Weiter haben wir ein Postamt, die Zollstation und sogar einen botanischen Garten. Ich habe veranlaßt, daß Stecklinge von Kaffee- und Kakaosträuchern kostenlos an alle abgegeben werden, die sich verpflichten, diese Pflanzen zu züch-

ten. Vielleicht kommt bald der Tag, an dem wir nicht nur Palmöl, sondern auch hunderte von Tonnen Kaffee und Kakao nach Europa ausführen. Ich wünschte nur, wir könnten das auch für das Okoyong-Gebiet und die anderen Plätze im Inland tun“, fuhr der Hohe Kommissar fort. „Ich habe viel von Ihnen und Ihrer Arbeit gehört, Fräulein Slessor. Wenn es mir nur gelänge, das fortzuführen, was Sie dort begonnen haben, dann könnten wir die Läufe des Kalabar- und des Crossflusses dem Handel öffnen und zusehen, daß auch im Innern des Landes Gesetz und Ordnung und Gerechtigkeit für jedermann herrschen.“

„Wie wollen Sie das denn machen?“ fragte Mary, die stets praktisch dachte. „Die Okoyong sind gegen die Weißen genau so mißtrauisch wie gegen die Efik. Ich habe dort zwar versucht, einen Anfang mit all dem zu machen, aber schließlich bin ich nur eine Frau und habe nur ein Paar Hände und ein Paar Füße und kann nicht überall zugleich sein. Wenn ich nur an meine Schulen denke — ich rackere mich ab, und doch muß ich die meiste Arbeit meinen eingeborenen Helfern überlassen. Und dann erst die endlosen Palaver mit den Häuptlingen! Stundenlang wird da geredet und geredet, und wenn man's am Ende besieht, kommt kaum etwas Rechtes dabei heraus.“

Sir Claude deutete zum Flußufer hinab. „Sehen Sie das Schiff da?“ fragte er. „Ja, dort den Heckrad-Dampfer, der an dem neuen Kai festgemacht hat. Das ist die ‚Beecroft‘. Sie ist der Schlüssel, mit dem ich die Flußläufe erschließen will. Ihre

Freunde von der Mission haben den Crossfluß mehr als vierzehn Tagereisen hinauf erkundet. Es gibt schon vier oder fünf vorgeschobene Missionsstationen, bis in den Norden hinauf bei Unwana. Aber noch können die dortigen Stämme mit ihren ewigen Streitereien die Verbindung jederzeit unterbrechen. Wir müssen die Flußläufe um jeden Preis offen halten, damit die Kanus ungestört hinauf- und hinunterfahren können. Und dazu ist die ‚Beecroft‘ da. Ihr bloßes Vorhandensein bedeutet Ruhe und Ordnung.“

„Sie legen sich ja ganz tüchtig ins Zeug!“ sagte Mary trocken. „Doch ich gebe zu, es wird so kommen, wie Sie sagen. Vater Anderson sagte gern, wir sollten danken für alles, was war, und Gott vertrauen für die Zukunft.“

„Ich brauche Ihre Hilfe bei den Okoyong“, sagte der Hohe Kommissar. „Die Britische Regierung hat mich ermächtigt, Vicekonsuln zu ernennen für die Eingeborenengerichte, die wir schaffen. Ich bin mir darüber klar, daß es Ärger geben wird, wenn ich einen fremden weißen Beamten zu Ihrem Volk schicke. Er würde Ihre Leute nicht verstehen, und sie würden ihm nicht trauen. Sie trauen aber Ihnen, Fräulein Slessor. Und darum bitte ich Sie, werden Sie Vicekonsulin für die Okoyong. Sie werden sich um alle Stammesangelegenheiten kümmern und beim Gericht den Vorsitz führen.“

Und so geschah es. Mary Slessor, das frühere Webermädchen, wurde die erste Friedensrichterin des Britischen Weltreichs. Sie ließ sich durchaus nicht um den Finger wickeln, konnte vielmehr recht

deutlich werden. Als sie ihr Amt antrat, bedeutete das eine gänzliche Umstellung für die Okoyong. Jetzt hatten die Häuptlinge keine Gewalt mehr über Leben und Tod. Ihre Launen mußten dem Gesetz weichen. Notfalls hatte Mary Slessor die Vollmacht, aus Kalabar eine starke Polizeitruppe herbeizurufen. Sie verließ sich jedoch lieber auf das Vertrauen, das die Okoyong zu ihr hatten, und täuschte sich darin nicht. Wenn Gerichtstag war, saß sie den ganzen langen Tag und strickte und hörte sich die Streitfälle an. Nur gelegentlich warf sie eine Frage ein. Zum Schluß faßte sie den Fall zusammen und fällte ein knappes Urteil. Und fast immer traf sie den Nagel auf den Kopf.

Sie beherrschte jetzt die Landessprache so vollkommen, daß sie die Leute mit einem ihrer Sprichwörter zum Lachen bringen konnte. Aber sie verstand es auch, die Okoyong, wenn es nötig tat, vor Scham erröten zu lassen. Manchmal nahm sie das Recht buchstäblich in ihre Hände, wenn sie voller Empörung aufsprang und einem Häuptling eine Ohrfeige verpaßte, weil er es gewagt hatte, sie anzulügen. Sie nannten sie ihre weiße Mutter, aber sie verlangte dafür auch von ihren Kindern Ehrlichkeit und Gehorsam.

Mary war eine ungewöhnliche und manchmal sehr außergewöhnliche Missionarin. Sie war scheu, ja sogar schüchtern, und oft fürchtete sie sich vor den wilden Tieren des Urwalds. Andererseits kam es vor, daß sie einer Bande von wilden, betrunkenen Kriegerern in den Weg trat, ihnen die Waffen aus der Hand schlug und schalt: „Marsch, nach Hause, be-

nehmt euch wie anständige Kerle!“ Ihre Lebensweise verstieß gegen alle Vorschriften, die für Weiße in den Tropen gelten. Sie benutzte kein Moskitonetz und trank ungefiltertes Wasser. Sie begnügte sich mit den Nahrungsmitteln des Landes. Ihr Haar trug sie kurzgeschnitten wie ein Junge, weil es so keine Pflege brauchte. Sie trug keinen Hut und keine Schuhe, sondern trabte ohne Rücksicht auf Dornen und Giftschlangen barfuß durch den Urwald.

Trotz allem verfügte sie über eine angeborene Würde. Die Welt kennt sie unter dem Namen „Mary Slessor“, doch nicht einmal ihre besten Freunde nannten sie beim Vornamen. Für ihre Landsleute war sie immer „Fräulein Slessor“, und für die Afrikaner „Ma Miss Slessor“, oder einfach „Ma“, was in ihrer Sprache eine hohe Ehrfurcht ausdrückte.

Einmal kamen Herr und Frau Weir, die in Creek Town als Missionare lebten, zu einem Wochenendbesuch nach Ekenge. Sie wunderten sich über Marys einfache Lebensweise, sagten aber nichts. Frau Weir begleitete Mary Slessor in ein abgelegenes Dorf, in dem gerade ein Stammeshäuptling gestorben war. Sie sahen zu, wie der Tote in einer Grube, die man im Lehmboden seiner Hütte ausgehoben hatte, beigesetzt wurde. Wie es die alte Sitte vorschrieb, gab man ihm seine Habseligkeiten mit ins Grab, damit er sie in der Geisterwelt gleich zur Hand habe. Frau Weir schüttelte ihren Kopf über so viel Aberglauben unter Menschen, denen jahrelang das Evangelium verkündet worden war.

Mary Slessor erriet die Gedanken ihrer Freundin. „Sie denken jetzt, diese Leute hätten sich kaum geändert“, sagte sie. „Doch, als ich herkam, da wäre bei einem solchen Anlaß das Leben aller Dorfbewohner in Gefahr gewesen. Sie wären schon, bevor der Sterbende die Augen schloß, in den Wald gelaufen, und alle, die man gefangen hätte, wären umgebracht und zu dem Toten ins Grab geworfen worden.“

Eine Blatternepidemie brach in den Dörfern der Okoyong aus und raffte die Leute zu Hunderten dahin. Mary Slessor verwandelte kurzerhand ihr Haus in ein Spital und impfte täglich viele Stunden lang alle, die zu ihr kamen. Viele waren schon von der Krankheit befallen und suchten sie nur als letzte Hoffnung auf. Niemand war da, die Kranken zu pflegen oder die Toten zu beerdigen. Auch ihr ehemaliger Feind, der Häuptling Edem, bekam die Blattern, und Mary kämpfte um sein Leben. Aber es ging mit ihm immer mehr zu Ende, und er starb einsam, und nur die Missionarin war an seiner Seite. Alle seine Angehörigen, soweit sie noch nicht erkrankt waren, hatten sich in den Wald zurückgezogen. Mit eigenen Händen zimmerte ihm Mary einen rohen Sarg, hob in dem verlassenen Anwesen ein Grab aus und bettete ihn darin. Kein Mensch kam dorthin zurück. Rasch überwucherte der Urwald die verlassenen Hütten und leeren Höfe, in denen Marys erstes Heim im Okoyongland gestanden hatte.

Nach acht Jahren sah Mary, wie ihre Hoffnungen

in Erfüllung gingen. Der Crossfluß war jetzt ein friedlicher Wasser- und Handelsweg. Bei dem Dorf Akpap hatte sich, näher zum Strom hin, ein blühender Handelsplatz entwickelt, und der größere Teil der Bevölkerung war dorthin gezogen. Mary entschloß sich, ihnen zu folgen. Wieder einmal wurde sie zur Pioniermissionarin und lebte mit ihren afrikanischen Kindern in einer einfachen Lehmhütte.

In einem Brief schilderte sie denen in der Heimat das Bild, das der Missionshof täglich bot: „Vier Kinder sitzen zu meinen Füßen und hören mir zu, während draußen fünf Jungen von Janie im Lesen unterrichtet werden. Auf dem Boden hockt ein Mann, der seinem Herrn davongelaufen ist und hier Zuflucht sucht, bis ich ihm die Verzeihung seines Herrn erwirkt habe. Dann ist da noch ein alter Häuptling mit seiner Tochter, die ein böses Geschwür hat; eine Frau, die zu mir kam, damit ich bei ihrem Mann ein gutes Wort für sie einlege. Ich unterrichte ein niedliches Mädchen, mit schweren messingnen Beinreifen von den Knien bis zu den Knöcheln, die sie mit Lappen umwickelt hat, damit sie nicht einschneiden; und drei andere warten auf die Impfung.“

Diese pausenlose Arbeit zehrte an Marys Gesundheit, und es gab kaum einen Augenblick, an dem sie keine Schmerzen verspürte. Während sie auf ihrem Bett lag oder auf ihrem Lehmsofa, von dem aus sie ihren großen Haushalt im Auge behalten konnte, schrieb sie einen Bericht über ihre Jahre unter den Okoyong:

„Alle Kinder aus der näheren Umgebung kommen zum Unterricht . . . Überfälle, Plünderungen und Sklavenfang haben aufgehört. Jedermann kann kommen und gehen, wie er will, kann Handel treiben oder zu seinem Vergnügen reisen. Man kann übernachten, wo es einem gefällt, und Leib und Gut sind so sicher, wie in Kalabar. Seit mehr als einem Jahr haben wir von keiner Gewalttat mehr gehört. Ein Häuptling, der vor Jahren heftig Einspruch erhoben hatte, als wir uns der Zwillinge annahmen, und der geschworen hatte, daß sie nicht ans Tageslicht kämen, solange er lebte, ausgerechnet er brachte mir vor zwei Monaten sein schwerkrankes Kind. Er legte das Kleine auf meine Knie neben die Zwillinge, die dort schon saßen, und sagte mit schluchzender Stimme: „Hier, sie gehören alle dir, ob lebend oder sterbend. Mach auch mit meinem, was du willst.“ Und noch vieles andere schrieb sie über die Nöte ihres Volkes. Immer wieder erhob sie die Klage: „Wie viel ist hier zu tun, und wie wenig ist erst geschafft!“ Sie selber aber war am Ende ihrer Kräfte und schwer krank. Im März 1898 fuhr sie heim nach Schottland. Es war ihr erster Urlaub nach sechs arbeitsreichen Jahren. Sie war so schwach, daß man sie in Kalabar auf das Schiff tragen mußte. Nach Schottland nahm sie diesmal ihre treue Gefährtin Janie mit und außerdem drei kleine Krausköpfe, von denen keiner älter als vier Jahre war.

DAS LAND DES GROSSEN JUJU

Mary Slessor war fünfzig Jahre alt, als sie wieder nach Akpap zurückkehrte. Klima und harte Arbeit hatten ihren zarten Körper ausgezehrt, aber geistig war sie so rege wie je. Sie war es, die den Okoyong das Evangelium gebracht und die das Land sicher gemacht hatte. Jetzt wünschte sie nichts sehnlicher, als wieder einen Schritt voran zu tun. Sie war von Natur aus ein Pionier und mußte große Unternehmungen in Gang bringen. Es gehörte zur Größe ihres Charakters, daß sie ihre eigenen Grenzen kannte und sich im Klaren darüber war, daß andere das, was sie gesät hatte, zur Reife bringen mußten. Darum erklärte sie kurzerhand: „Ich möchte gern weiter ins Innere vorstoßen und mein Heim unter einem richtigen wilden Stamm aufschlagen.“ Sie bestürmte Regierungsstellen und Missionsleitung mit Fragen nach den Stämmen, die weiter oben am Crossfluß wohnten; besonders nach denen, die vom Westufer aus tief im Innern lebten. Aber niemand konnte ihr etwas sagen. Man wußte nur, daß die Stämme sich dauernd befehdeten und daß dort noch immer ein lebhafter Sklavenhandel blühte. Einer der größten Sklavenmärkte ganz Westafrikas war der Große Juju im Arochuku. Von entwichenen Sklaven hatte Mary schon öfter

dunkle Gerüchte über die furchtbare Macht des Großen Juju gehört. Aber erst die Aro-Expedition von 1901 brachte ihr und ihren Missionsfreunden genauere Kunde über die furchtbaren Zustände in diesem Teil des Landes.

Das Arovolk übte über weite Gebiete am rechten Ufer des Crossflusses die völlige Oberherrschaft aus. Seine Macht und sein Reichtum beruhte auf dem Sklavenhandel, dessen Mittelpunkt die geheimnisumwitterte Grotte ihres Gottes Chuku war. Dies war ein unheimlicher Platz, dem sich kein Sterblicher nahen durfte. In einem dunklen Tal, über das sich gewaltige Bäume neigten, lag der Große Juju, eine Felsenhöhle inmitten des Stromes, der sich träge durch die Schlucht wälzte. Niemals drang ein Sonnenstrahl in diese geheimnisvolle Tiefe, und nur die Priester dieses Götzen wußten, welche finsternen Taten hier geschahen. Die schreckliche Macht des Großen Juju reichte weit über das Stammesgebiet der Aro hinaus. Überall im Lande verstreut saßen Mittelsmänner der Aro, die sich nach außen hin als harmlose Händler gaben, insgeheim aber standen sie im Dienste des Gottes Chuku. Wenn irgendwo eine Mißernte eintrat oder ein Dorf von einer Seuche befallen wurde, dann wandten sich die Häuptlinge an den Aromann. Der sagte stets das gleiche: „Geh und befrage den Großen Juju. Wenn du dem Gotte Chuku ein Menschenopfer mitbringst, wird er dein Gebet erhören und dir sagen, was du tun mußt, um dein Dorf vor Schaden zu schützen.“

Dann wurde ein hilfloses Opfer ausgesucht, gewöhnlich ein kräftiger junger Mann oder ein schönes Mädchen; denn Chuku nahm nur die Besten und wies kümmerliche Opfer zurück. Auf Urwaldpfaden wurden die zum Opfer Ausgewählten von Geheimboten in eine der Arostädte gebracht. Dort wurden allen Fremden die Augen verbunden und die Hände auf den Rücken gefesselt. Auf geheimen Wegen ging es nun weiter zur Höhle. Und mit jedem Schritt griff die Angst stärker nach ihren Herzen.

Erst am Flußufer wurden ihre Augenbinden gelöst. Dann sahen sie mitten im Strom das kleine Eiland, wo der Altar des Gottes Chuku stand, über und über besät mit Tierknochen und Menschenschädeln. Dahinter lag die Felsengrotte, deren Eingang gegen neugierige Blicke abgeschirmt und mit grinsenden Totenköpfen dekoriert war. Im Innern hielten sich die Priester des Chuku versteckt und verkündeten von dort aus den Willen ihres Gottes.

Meist opferten die Fremden einen weißen Hahn, ein Schaf oder eine Ziege, bevor sie den Gott befragten. Dann ließ sich aus der Tiefe der Grotte ein dumpfes Heulen hören, und eine unheimlich dröhnende Stimme gab Antwort auf die vorgelegte Frage. Das Menschenopfer wurde zum Opferaltar geschleppt und entschwand für immer den Blicken derer, die es hergebracht hatten. Jetzt starrten sie erwartungsvoll auf das Wasser des Flusses. Kurz darauf färbte es sich blutig, und sie wußten, daß ihr Opfer angenommen war. Dann verbanden

ihnen die Götzendiener wieder die Augen und führten sie zurück an die Grenze Arochukus, damit sie die Botschaft des Gottes ihrem Volke heimbrächten.

So sah die Schreckensherrschaft aus, die von den Aros im Laufe vieler Jahre aufgebaut worden war. Was die Außenstehenden aber nicht wissen konnten: das menschliche Opfer war in der Höhle gar nicht getötet worden. Es wurde vielmehr in ein Verließ gesperrt, und die Priester gossen, um die Zuschauer zu täuschen, rote Kambiholz-Farbe oder Ziegenblut in den Fluß. Später wurden die Gefangenen zusammengetrieben und zogen in Ketten zum Sklavenmarkt von Itu, das an der Einmündung des Eyong in den Crossfluß liegt. So wurden die Aros reich, aber nicht allein vom Verkauf ihrer vielen Gefangenen, sondern auch durch die hohen Geldbußen, die sie den angsterfüllten Häuptlingen auferlegten, wenn diese das Orakel wegen irgendwelcher Dorfstreitigkeiten befragten.

Um die Furcht vor dem Großen Juju noch zu verstärken, wurde von Zeit zu Zeit im Lande verkündet: „Chuku will Opfer haben!“ Dann mußte jede Stadt im Herrschaftsgebiet der Aros junge Männer und Mädchen als Schlachtopfer stellen. Dabei wurden grauenhafte Kannibalenfeste gefeiert, und für den Augenblick war Chuku zufriedengestellt.

Am 14. August 1901 trabte ein eingeborener Läufer barfuß durch den Urwald im Okoyonggebiet. Er trug eine wichtige Botschaft des Hohen Kom-

missars für das Protektorat Süd-Nigeria bei sich. Mary Slessor solle sofort nach Kalabar kommen. Ähnliche Botschaften ergingen an alle Missionsstationen am Oberlauf des Flusses. Mary Slessor paßte es gar nicht, aber Befehl ist Befehl. Sie fand Duke Town und Creek Town voll elektrischer Spannung. Eine Militär-Expedition wurde zusammengestellt, um den Großen Juju und den ganzen grauenhaften Kult des Gottes Chuku zu zerstören. Auf dem Regierungshügel exerzierte eifrig die Truppe, die aus 150 weißen Offizieren und mehreren tausend farbigen Soldaten bestand. Man hatte den Missionsdampfer „Jubilee“ als schwimmendes Lazarett abgeteilt, während ein Missionsarzt und zwei Schwestern die Expedition begleiten sollten. Die Missionare und die Bevölkerung von Kalabar waren Augenzeugen, als die Expedition mit einer gewaltigen Schar gemieteter Träger im Oktober von Duke Town aufbrach. Die Kampftruppe wurde in verschiedene Einzelabteilungen untergeteilt und rückte auf verschiedenen Wegen ins Innere des Landes gegen Arochuku vor. Die Aros hatten durch ihren ausgezeichneten Spionagedienst schon längst von dem Unternehmen Wind bekommen und überfielen rasch noch einige benachbarte Dörfer, um dort zu plündern. Anfangs zeigten sie keine Furcht vor der anrückenden Truppe, da die Priester der Grotte, um ihnen Mut zu machen, gesagt hatten: „Diese weißen Männer sind Albinos. Sie können kaum etwas sehen, wenn die Sonne am Himmel steht. Greift sie darum bei Tage an, und alles wird gut gehen.“ Die Priester versprachen

den Häuptlingen der Aros viele weiße Sklaven und ein großes Festgelage mit Menschenfleisch. Doch als die Truppe in militärischer Ordnung voring und die Maschinengewehre ratterten, da breitete sich Schrecken im Land der Aros aus. Am Heiligen Abend des Jahres 1901 kampierte die Expeditions-Truppe im Wald neben dem Großen Juju. Sprengladungen wurden angebracht, die steilen Wände der Schlucht flogen in die Luft, und der ganze Platz wurde gründlich zerstört. Einige der Häuptlinge und Priester wurden gefangen und als Geiseln nach Kalabar mitgenommen. Die Schreckensherrschaft des Großen Juju war ein für alle Mal gebrochen.

Mary Slessor war fest entschlossen, jetzt beim Arovolk ein neues Missionswerk zu begründen. Sie sprach über ihr Vorhaben mit Pfarrer Wilkie, einem jungen Missionar, der erst kürzlich ins Land gekommen war. Er hatte eine ausgedehnte Expeditionsreise hinter sich, die er zu Fuß durch noch unerforschte innere Gebiete unternommen hatte, um nach neuen Ansatzstellen für die Missionsarbeit Ausschau zu halten. Auf dem Rückmarsch traf er am Weihnachtsmorgen des Jahres 1902 in Akpap ein.

Mary Slessor empfing ihn mit offenen Armen. Ein Landsmann, und ausgerechnet am Weihnachtstag! Sie erteilte sogleich nach allen Seiten Anweisungen: „Janie, setz den Kessel auf! Annie, mach ein Bad bereit! Mary, deck den Tisch!“

Nachdem er gebadet und gefrühstückt hatte,

rauchte Pfarrer Wilkie geruhsam seine Pfeife. Während Mary Slessor ihren morgendlichen Arbeiten nachging, warf sie ihm zwischendurch Fragen zu, die sich auf seinen weiten Marsch bezogen. Sie war so bei der Sache, daß sie versehentlich einige Zwillinge zweimal badete, ohne es zu merken. Endlich waren alle Kinder gewaschen, abgetrocknet und nach letzten Küßchen in ihren aus Kisten gezimmerten Laufställen untergebracht.

Niemals konnte Pfarrer Wilkie diesen Weihnachtstag vergessen. Als es dunkelte, holte Mary Slessor alle Kinder zusammen und erzählte ihnen die Weihnachtsgeschichte. Sie sangen ein Weihnachtslied, das Mary ihnen in ihre Sprache übersetzt hatte, bekamen ihre kleinen Geschenke und wurden dann schließlich zu Bett gebracht. Hernach saßen die beiden Weißen noch lange zusammen und plauderten über ihre Pläne.

Mary hatte nach diesem Gespräch ihren Entschluß gefaßt. Schon wenige Wochen später fuhr sie im Kanu nach Itu, dem alten Sklavenmarkt an der Einmündung des Enyongflusses. Sie hatte zwei junge Männer, Esien und Effiom, mitgenommen und eine Missionshelferin namens Mana. Diese drei ließ sie in Itu, damit sie dort eine Schule eröffneten. Sie selber versprach, sooft wie möglich herüberzukommen. Bei ihrem nächsten Besuch erstieg sie den Gipfel des Hügels, um nach einem Platz Ausschau zu halten, an dem sie eine feste Schule und Kirche bauen könnte. Die Leute von Itu nahmen sie freundlich auf. Jetzt, da die Macht der Aros gebrochen war, freuten sie sich, daß eine

Missionarin zu ihnen kam und vielleicht sogar dauernd bei ihnen bleiben wollte.

Doch Mary sah weiter. Sie dachte nicht nur an Itu, sondern auch an die versteckten Orte im Lande Arochuku. Im Juni 1903 ging sie auf einen Regierungsdampfer, der unterwegs war zu den in Arochuku stationierten Truppen. An Bord befand sich auch Oberst Montanaro, der Befehlshaber dieser Truppen. Er bat Mary dringend, doch mitzukommen und die Leute von Aro zu besuchen. Mary Slessor empfand den Vorschlag wie eine Antwort auf ihre Gebete.

Der Oberst führte sie zu dem zerstörten Großen Juju und zu den Häuptlingen der Aroplätze. Viele Häuptlinge kannten sie schon von ihrer Arbeit unter den Okoyong her. „Wir bauen dir ein Haus, eine Schule, eine Kirche . . . alles, was du dir wünschst.“ Als Anfang gründete sie eine Schule in Amasu, einem Arodorf dicht am Creekfluß. Es lag genau an der Stelle, an der einst die Truppen an Land gegangen waren, um gegen den Großen Juju vorzurücken. Nun wurde es zu einem Vorposten der christlichen Kirche.

Mary war fest davon überzeugt, daß der herzliche Willkomm, den die Häuptlinge ihr bereiteten, ein Ruf Gottes war, hier im Lande Aro die Missionsarbeit zu begründen. Wieder einmal stieß sie in Neuland vor. Doch die Heimatkirche in Schottland war beunruhigt angesichts ihres Entschlusses. Sie hatte bei weitem nicht genug Missionare, um die schon bestehenden Stationen zu besetzen. Wo

sollte sie da die Kräfte für neue Missionsfelder hernehmen?

Um all diesen Bedenken zu begegnen, schrieb Mary an den Missionsrat in Kalabar. In diesem Brief legte sie auch ihre Zukunftspläne dar.

„In den vergangenen zehn Jahren haben die Gegenden am Fluß, die unser Missionsfeld sind, meine Gedanken voll und ganz in Anspruch genommen“, schrieb sie. „Doch aus verschiedenen Gründen war bis jetzt noch an keinerlei ausreichende Organisation zu denken. Es steckt vieles noch in den Anfängen . . . Am 2. Januar 1904 werden es fünf Jahre, daß ich nun wieder hier draußen bin. Ich hätte also wieder einmal Anspruch auf Urlaub, doch habe ich keinerlei Absicht, in die Heimat zu fahren. Ich bin Gott dankbar dafür, daß es aus gesundheitlichen Gründen noch nicht nötig ist. Und deshalb bitte ich um eine halbjährige Beurlaubung von meiner Arbeit in Akpap, damit ich mich durch Informationsfahrten im Gebiet zwischen Okoyong und Arochuku genauer umsehen kann. Ich habe bereits eine Kirche und ein Missionshaus in Itu, und eine Schule und die dazugehörigen Räumlichkeiten in Amasu entstehen sehen. Auch habe ich schon einige Plätze im Enyong-Gebiet besucht und dabei Wohnmöglichkeiten festgestellt, da es dort halb-europäische Häuser gibt, in denen man gut unterkommen kann.

Ich werde ein Kanu und eine eigene Mannschaft auftreiben und mich an geeigneten Plätzen so lange aufhalten, wie es die Umstände erfordern und meine Kräfte erlauben. Beim einfachen Unterricht

in den Schulen werden mir die Glieder meiner Familie zur Seite stehen. Die kleine Schule in Igot können wir von unserer Missionsstation aus leiten; auch in Eki läßt sich ein bescheidener Anfang machen. Von Itu als Standquartier aus, wo wir auch die meiste Zeit leben werden, können wir uns den Fluß hinaufarbeiten, wo die Enyongdörfer als Stationen zum vorgeschobenen Stützpunkt Amasu liegen. Dort werden wir wohnen oder unter dem Arovolk umherreisen und dann wieder auf dem Creekfluß über Itu nach Hause fahren.“

Dieser Brief hörte sich an wie ein bescheidener Vorschlag für einen interessanten Sommerausflug. Doch zwischen den Zeilen stand nicht nur, daß Mary Slessor felsenfest entschlossen war, sondern daß sie auch viele Beschwerlichkeiten zu erwarten hatte. Sie war immerhin schon sechsundfünfzig Jahre alt und durch Entbehrungen, Fieber und den Mangel an richtiger Nahrung mehrmals nur knapp am Tode vorbeigekommen. Und diese Frau machte den Vorschlag, ein halbes Jahr hindurch Tag für Tag im offenen Boot durch die Sonnenglut zu fahren, sich nachts in der erstbesten Eingeborenenhütte zum Schlafen zu legen und durch völlig unerforschte Gebiete zu reisen, die sich über viele Tausend Quadratmeilen erstreckten.

Sie lud das ihr befreundete Ehepaar Wilkie ein, sie auf dieser Erkundungsfahrt zu begleiten. Sie übernachteten in der halbfertigen Kirche von Itu. Am einen Ende des Kirchenschiffes stand Frau Wilkies Feldbett, am andern, umgeben von den Kindern, die auf Decken an der Erde lagen, stand

Mary Slessors Lagerstatt. Pfarrer Wilkie übernachtete in einer Hütte im Dorf. Das Ituvolk war erregt, weil immer noch Soldaten hier stationiert waren, die den Flußweg nach Aro offenhalten sollten. Die Eingeborenen wandten sich an die Missionare, von denen sie wußten, daß sie es gut mit ihnen meinten, und baten sie um Schutz und Rat. Die Missionare hörten eine Menge über den Sklavenmarkt, der früher, als die Macht der Aros noch nicht gebrochen war, hier regelmäßig abgehalten worden war. Und alles, was sie erfuhren, bestärkte Mary Slessor nur noch in ihrem Vorhaben. Besonders begehrt als Sklaven waren junge, kräftige Burschen, und die Efik aus Kalabar kauften sie als Paddler für ihre Kanus, mit denen sie auf Handelsfahrt gingen. Die Missionare fuhren gemächlich die Windungen des Creek hinauf. Der Fluß bot einen hübschen Anblick mit seinen Wasserlilien und den feingefiederten Bambusgebüsch, die sich über das Wasser neigten. Sie besuchten einige Orte von Arochuku, sahen, daß in Amasu alles seinen richtigen Gang ging, und fuhren schließlich den Enyong hinab wieder heimwärts. In einem Dörfchen, das am Fluß lag, statteten sie dem alten Häuptling einen Besuch ab. Nachdem sie sich begrüßt und einige Worte gewechselt hatten, stand der Alte plötzlich auf und verschwand in seiner Hütte. Als er herauskam, trug er eine kleine Blechbüchse, die er Mary zu Füßen legte. Er öffnete sie und holte eine Schiefertafel, eine Schulfibel und eine Bibel heraus. Mary Slessor blätterte in den Seiten der Bibel.

„Wo hast du dies denn her?“ fragte sie. Und nun erzählte ihr der Alte, er hätte seinen Sohn, weil hier in der Nähe keine Missionsstation gewesen sei, nach Kalabar hinabgeschickt, damit er dort die Schule besuchte, um später sein eigenes Volk unterrichten zu können. Doch vor zwei Monaten war der Junge, der sein einziger Sohn gewesen war, gestorben.

„Wir haben jetzt niemand, der uns unterrichten kann“, sagte der Häuptling. „Könnt ihr uns nicht jemand schicken, der uns von Gott erzählt?“

Als das Kanu wieder langsam flußabwärts glitt, wandte sich Mary Slessor an Pfarrer Wilkie: „Sie verstehen jetzt, warum ich gehen muß?“

AM ENYONGFLUSS

Die kräftigen eingeborenen Paddler sangen, als sie das Kanu die Windungen des Enyong hinabtrieben. Mary lag in ihrem Deckstuhl unter dem aus Strohmatte gefertigten Sonnendach und hing ihren Gedanken nach. Sie hatte Amasu besucht, wo die Schule in dem Palaverhaus des Dorfes gut gedieh. Überall an den Anlegeplätzen standen die Eingeborenen und winkten dem vorbeifahrenden Boote zu. Mary sah die Frauen, die hohe Wasserkrüge auf ihren Köpfen balancierten, und die Kinder, die im flachen Wasser plantschten. Und sie rief, während das Boot rasch weiterglitt, den Winkenden ein freundliches Grußwort zu. In Gedanken sah sie schon in jedem dieser Dörfer eine Kirche und eine Schule, in all den Dörfern der Ibibio, am Fluß entlang wie auch tief drinnen im Urwald. Vor ihrem inneren Auge entstand schon die Zukunft . . . mit Itu als Mittelpunkt, mit Missionshaus, Kirche und Schule, und regelmäßigen Kanufahrten nach Arochuku, wobei sie unterwegs bei jedem Dorf anlegen würde.

Der Fluß lag still und ruhig wie ein Teich unter einem klarblauen Himmel. Bei jeder Flußschleife und bei jedem Seitenarm kamen dichte Inseln blühender Wasserrosen in Sicht, die ihre wächser-

nen Kelche weit der Sonne öffneten. Schimmernde Eisvögel schwirrten vor dem Kanu dahin, als wenn sie den Weg weisen wollten. Hin und wieder machte einer der Paddler mit lautem Ruf auf eine Schlange aufmerksam, die sich schnell durch das Wasser hinschlängelte. Es war schwer sich vorzustellen, daß dieser friedliche Wasserlauf so viel Menschenelend gesehen hatte, Kanuladungen mit Männern, Frauen und Kindern in Ketten, die wie Vieh zum Sklavenmarkt von Itu den Fluß hinabgefahren wurden.

Plötzlich schoß ein kleines Kanu vom Ufer heran und kam längsseits. Die leise Erschütterung ließ Mary aus ihren Träumen hochfahren. Ein kräftig gebauter junger Eingeborener stand aufrecht in dem schwankenden Kanu und hielt ihr einen Brief hin. „Schöne Grüße, Ma“, rief er. „Mein Herr würde dich gern sprechen. Hier ist die Einladung!“ Mary winkte ihren Paddlern zu, sie sollten dem Boten folgen, und das Kanu bog in einen schmalen Seitenarm, dessen Mündung durch überhängende Bäume fast verdeckt war. Bald sahen sie eine sandige Anlegestelle vor sich. Ein Mann und eine Frau warteten dort schon auf sie und hießen sie mit freundlichen Worten willkommen. Sie halfen Mary beim Aussteigen und führten sie zu einem schmucken Häuschen, das in europäischer Weise eingerichtet war. Erstaunt nahm Mary Platz und lauschte der merkwürdigen Geschichte, die ihr Gastgeber erzählte.

Sein Name war Onoyom Iya Nya. Er stammte vom Enyongfluß und war Bauer und Händler. Als

Kind hatte er noch die Fehden erlebt, die immer wieder zwischen den einzelnen Ortschaften tobten. Er hatte auch die Schrecken miterlebt, die der Große Juju von Arochuku dem Land einflößte. Eines Tages, er war damals etwa zehn Jahre alt gewesen, sah er ein Kanu langsam den Enyongfluß heraufkommen. Zwei weiße Männer saßen darin. Onyom hatte noch nie Weiße gesehen und blieb starr vor Staunen und Furcht stehen. Sie landeten mit ihrem Kanu an der Stelle, wo er stand, und baten ihn in der Eingeborenenensprache, er möge sie zum Dorfhäuptling führen. Der Junge kam diesem Wunsch nach, und alle Dorfbewohner eilten herbei, um zu hören, was die Fremden zu sagen hatten. Es waren Missionare, die von Kalabar aus eine Erkundungsfahrt unternahmen. Als der Häuptling das hörte, wurde er sehr böse. Das Ibibioland war, genau wie Arochuku, für Fremde gesperrt, gleich ob Efik oder Europäer. Der Häuptling verwies sie auf der Stelle des Dorfes und wandte sich schreiend an Onoyom, er werde ihn zu Tode peitschen lassen, weil er die Fremden hergebracht habe. Die weißen Männer sahen ein, daß sie im Augenblick nichts erreichen konnten. Sie folgten der Weisung des Alten aber nur unter den Bedingungen, daß Onoyom nichts geschehen würde.

Als Onoyom heranwuchs, ging er auf den Markt und lernte das Handeln. Er fuhr den Creek hinauf bis zu den Marktplätzen von Arochuku und hinab bis nach Itu. Er verdiente dabei gut und kaufte sich Sklaven, die für ihn arbeiteten. Als später die Regierungsbeamten ins Innere des Landes kamen, um

über die Verhältnisse in Arochuku Erkundigungen einzuziehen, verriet Onoyom ihnen kein Sterbenswörtchen. Wie alle anderen Eingeborenen behauptete er, er wisse nichts über den Großen Juju und den Sklavenhandel.

Aber eines Tages konnte er seine Unwissenheit nicht mehr länger vorschützen. Als gewichtige Stammesperson wurde er nach Itu vorgeladen und von einem Regierungsbeamten streng verhört. Da sagte er dann alles, was er über das Land, die Leute dort und über die geheimen Urwaldpfade wußte. Daraufhin erhielt er den Auftrag, der Expeditionstruppe den Weg zu zeigen und die Soldaten an den Ort des Großen Juju zu führen. Erst als das ganze Aroland unterworfen war, durfte er nach Hause zurückkehren.

Um diese Zeit wurde Onoyom von schwerem Mißgeschick befallen. Gewiß, er war wohlhabend und galt etwas unter seinem Volk. Doch sein einziges Kind starb, sein Haus brannte nieder, und vor Kummer halb wahnsinnig schwor er dem Übeltäter Rache, der ihm durch Zauber so übel mitgespielt hatte. In seiner tiefsten Verzweiflung traf er zufällig einen Christen aus Kalabar, einen früheren Missionslehrer. Der erzählte ihm von Gott und riet ihm dringend, zur weißen „Ma“ nach Itu zu gehen und bei ihr Hilfe zu suchen.

So erfuhr Mary Slessor Onoyom Iya Nyas Geschichte. Er wußte alsbald, daß er in ihr eine treue Freundin gefunden hatte. Sie aber war sich dessen gewiß, daß Gott sie zueinander geführt hatte.

Onoyom wurde Christ und fand den inneren Frieden, nach dem er so eifrig gesucht hatte. Von nun an setzte er all seine Kraft, seinen ganzen Reichtum und Einfluß daran, seinem Volk zu helfen.

Selten hatte Mary einen Menschen getroffen, der mit solcher Inbrunst versuchte, Gott zu dienen. Wie er es bei der weißen „Ma“ gesehen hatte, hielt Onoyom von nun an in seinem Haus Morgen- und Abendandachten. Dann beschloß er, in seinem Dorf eine Kirche zu bauen, keine einfache aus Flechtwerk und Lehm, nein eine richtige aus bestem Baumaterial zur Ehre Gottes. Als Bauholz wollte er ein paar riesige Jujubäume verwenden, die auf seinem Boden wuchsen. Die Leute des Dorfes waren entsetzt, als sie das hörten. Was, die heiligen Jujubäume wollte er fällen lassen? Dann würde namenloses Unglück über ihr Land kommen! Krankheit und Tod würden die Geister in ihr Dorf schicken, wenn solcher Frevel geschähe. Sie baten Onoyom dringend, von seinem Plan abzustehen. Er aber blieb fest bei seinem Entschluß. Als sie das sahen, verließen viele Leute fluchtartig das Dorf, das sie für verflucht hielten, und siedelten sich anderswo an. Mochte Onoyom mit seinem Leben spielen, wenn er wollte.

Der unerschrockene Christ ließ einen Holzfäller und Zimmermann von der fernen Goldküste kommen, wo man nicht so abergläubisch war. Die heiligen Jujubäume wurden gefällt, zersägt und abgehobelt, um die Kanzel und das Gestühl der neuen Kirche daraus zu bauen. Als die Kirche fertig war,

schickte Onoyom Iya Nya nach Kalabar und stellte seine Kirche der Mission zur Verfügung. Er bat gleichzeitig um einen Lehrer, damit eine Schule eröffnet werden könne.

Am 26. November 1905 kamen die Missionare und viele Christen aus Kalabar mit einer Barkasse den Fluß herauf, um die Kirche feierlich einzuweihen. Onoyoms Dorf prangte im Flaggen-schmuck, er und seine Familie war im besten Sonntagsstaat erschienen. Aus Neugier waren auch zahlreiche Besucher aus anderen Enyongdörfern herbeigeeilt. Als Onoyom seine Gäste willkommen hieß, staunten vor allem die älteren Leute darüber, daß er noch am Leben war. Die Geister hatten sich also noch nicht an ihm gerächt! Doch sie sagten weiter Unglück voraus.

Als Mary Slessor an diesem Tage ihr Haupt zum Gebet neigte, war ihr Herz von tiefer Dankbarkeit erfüllt. Hier hatte Gott vor aller Welt bewiesen, daß er es gewesen war, der sie an den Enyongfluß geführt hatte. Der Missionsrat gab ihr seinen Segen und ermunterte sie, mit der Arbeit in diesem neuerschlossenen Gebiet fortzufahren. Regierungsbeamte, die mit Hochdruck an Plänen für ein Straßennetz zwischen den Orten des Ibibiandes arbeiteten, fragten sie um Rat. Wieder einmal wurde sie gebeten, als Friedensrichterin und zweite Vorsitzende beim Eingeborenengericht von Itu zu wirken. Europäische und eingeborene Kaufleute suchten sie in ihrem Heim in Itu auf und fragten sie nach den Handelsplätzen des Inneren, wo sie ihre Waren hinschicken konnten.

Mary Slessor lebte weiterhin ganz schlicht und einfach in einem Eingeborenenhaus in Itu. Wenn abends Besucher kamen, dann fanden sie sie in ihrem Schaukelstuhl sitzend und ein Baby in den Schlaf wiegend. Überall in der Stube standen kleine Bettchen, die aus alten Seifenkisten zusammengebastelt waren. Darin lagen die Zwillinge oder Waisenkinder. Die Kinder waren, da es nichts anderes gab, in braunes Packpapier oder auch in Zeitungsbogen eingewickelt. Mary hatte, während Janie die Wände kalkte, selber den Fußboden zementiert. So blieben die Ameisen draußen, die in Afrika ein Haus rasch unbewohnbar machen können. Einmal fragte jemand Mary, was sie vom Zementmischen verstünde. „Im Grunde habe ich keine Ahnung davon“, erwiderte Mary. „Ich rühre das Zeug wie Haferschleim an, kippe es auf den Boden und verstreiche es mit einer Latte. Und dabei bete ich: ‚Lieber Gott, hier das ist Zement; laß es — dir zur Ehre — festwerden!‘ Und tatsächlich ist es nicht einmal schiefgegangen.“

Den ganzen Tag hindurch und bis tief in die Nacht hinein kam ein endloser Strom von Besuchern. Die einen kamen, um Marys Entscheidungen in einem Streit um Grund und Boden oder einem Familienkrach zu holen. Andere erschienen, um sich im Lesen unterrichten zu lassen oder zu fragen, wie diese oder jene Bibelstelle richtig zu verstehen sei. Viele suchten Heilung für ihre Geschwüre. Sie kamen von nah und fern, aus Arochuku und aus den Dörfern des Ibibiandes, und sogar von ihrem alten Wohnsitz in Okoyong. Und für jeden hatte sie ein

gutes Wort, freundlichen Zuspruch und ein herzliches Gebet.

Aus Kalabar traf gute Nachricht ein. Ein Mitglied der Kirchengemeinde von Edinburgh hatte zugesagt, für die Errichtung eines Spitals, der dazugehörigen Apotheke und all dessen zu sorgen, was sonst noch an Ausrüstung nötig sei. Es sollte ein Beitrag zu Mary Slessors Missionswerk sein. Der Missionsrat entschied, daß das Spital in Itu eingerichtet werden solle. Ein leitender Arzt solle sobald wie möglich entsandt werden. Wieder einmal hatte Mary das Gefühl, daß sie weiterziehen müsse. Sie ging immer auf dem Weg voran, und andere kamen, um ihr Werk fortzusetzen.

Schon zog sich eine Kette kleiner Kirchen und Schulen ins Innere des Landes, bis hin zu den dichtbevölkerten Dörfern von Arochuku. Ständig wurde nach Lehrern und Predigern verlangt. In einem Brief, den sie in die Heimat schickte, schilderte Mary, was alles in so kurzer Zeit geschaffen wurde: „Zuerst Itu, dann der Creekfluß, dann zurück von Aro, wo ich mein Herz verloren habe an die einfach unbeschreibliche Einsamkeit und Stille des Urwalds. Und hier sind innerhalb der drei letzten Monate viele Kilometer neue Straßen entstanden. Weitere Straßen sind schon meilenweit vermessen und abgesteckt und allerorts sieht man Arbeitertrupps am Werk. Von überall strömen Arbeitslustige herbei. Das Land entwickelt sich so rasch, daß man kaum noch mitkommt.“

Es trafen auch Nachrichten aus Arochuku ein.

Einer der Missionare hatte, Mary Slessors Fußspuren folgend, nicht nur die am Wasser gelegenen Orte, sondern auch die landeinwärts liegenden Dörfer besucht. Aufmerksam las sie den Bericht, den er über seine Reise der Missionsleitung erstattet hatte:

„Dicht bei Arochuku, in einem Umkreis von nicht ganz zehn Kilometern, liegen nicht weniger als neunzehn große Ortschaften. Sechzehn habe ich selbst besucht, und jede von diesen ist mindestens ebenso groß wie Creek Town. Die Leute sind ein kräftiger Menschenschlag, den Efik weit überlegen. Die meisten wünschen unsere Hilfe. Eine andere Gruppe verhält sich völlig ablehnend und verfolgt alle, die unter dem Einfluß von Mary Slessor bereits begonnen haben, einen christlichen Lebenswandel zu führen. Aber gerade in diesen Anfeindungen sehe ich ein gutes Zeichen, zeigen sie doch, daß die Menschen dieses Landes den Fragen des Glaubens gegenüber nicht gleichgültig sind.

Der Oberhäuptling der Aros, der früher den Großen Juju von Arochuku unter sich hatte, ist uns besonders gewogen. Er hat bereits die anderen Häuptlinge wissen lassen, daß er beabsichtige, im Sinne des Christengottes zu herrschen. Er bittet inständig darum, doch Missionare ins Land zu senden. Eine neue Kirche soll gebaut werden, und er er bietet sich, für alle Missionare, die kommen, Häuser zu bauen!“

Marys Herz fühlte sich zwischen Ibibio und Arochuku hin und her gerissen. Wie großartig war doch dieses Land! Und sie war nur eine schwache

Frau. Zwei Ereignisse halfen ihr weiter. Ein Missionar traf ein, der in Arochuku wirken sollte. Außerdem wurde in Aussicht gestellt, daß weitere zu seiner Unterstützung noch folgen sollten. Weiter fiel in die Waagschale, daß das Ibibioland nunmehr erschlossen wurde. Schon zog sich ein dichtes Wegnetz durch den bisher undurchdringlichen Urwald. Mary sah darin Straßen für das Evangelium von Jesus Christus.

Nachdem Itu eine gutbesetzte Missionsstation mit Spital werden sollte, verlegte Mary Slessor ihren Sitz etwa acht Kilometer weiter landeinwärts nach Ikot-Obong. Wieder einmal mußte sie ein neues Haus bauen, Schule und Kirche gründen und eine Krankenstation einrichten. Doch zum ersten Mal in Afrika wohnte sie an einer richtigen Straße. Sie brauchte nicht mehr Tag für Tag auf schmalen Urwaldpfaden zu Fuß in die Dörfer zu wandern. Sie hatte jetzt ein Fahrrad zur Verfügung, das ihr der Distrikts-Kommissar geschenkt hatte. War das eine Aufregung in Ikot-Obong, als Mary zum ersten Mal das Rad bestieg und auf der staubigen Landstraße hin und her wackelte! „Enan ukwak“, nannten die Eingeborenen das Fahrrad, „die eiserne Kuh“. Mary war begeistert. „Denkt euch nur“, schrieb sie, „so eine alte Tante wie ich fährt noch Rad! Die guten Straßen machen das Radeln leicht, und im Handumdrehen bin ich jetzt in einem Dorf, das drei Kilometer entfernt liegt. Es macht mir einen Riesenspaß, und bald kann ich noch mehr Arbeit übernehmen.“

Doch sie sollte eine noch größere Freude erleben.

Eines Tages fuhr ein Regierungsbeamter bei ihr im Auto vor. Das gab ein Staunen und eine Freude auf ihrer kleinen Missionsstation! Oft stand ihr das Auto — mit einem eingeborenen Fahrer — zur Verfügung, und jetzt war sie in der Lage, auch die weit entfernten Schulen und Kirchen schnell und ohne Anstrengung zu besuchen.

Inzwischen war aber auch ihr Freund Onoyom Iya Nya nicht müßig gewesen. Die Schule und das kirchliche Leben blühten in seinem Dorf, und die bösen Voraussagen der alten Leute waren immer noch nicht in Erfüllung gegangen. Doch dann, in der Regenzeit, begann der Enyongfluß zu steigen. Die Regenfälle waren in diesem Jahr besonders stark und brachten große Verwüstungen über das Land. Tag um Tag stiegen die Wasserfluten, bis sie endlich über die Ufer traten und wie ein See weit hin über den Süßkartoffelfeldern standen. Die Leute warteten furchtsam ab, wie es wohl weiterginge. Sicher war das die schon lange angekündigte Strafe für Onoyoms Frevel an den heiligen Jujubäumen? Die Fluten flossen durch die Dorfstraßen und brachen in die Häuser ein, so daß sich die Menschen in ihre Kanus retten mußten. Bald stand der ganze Ort unter Wasser, nur die Dächer und die neue Kirche ragten noch aus der Flut. Mit einem kleinen Kanu fuhr Onoyom durch die Kirchentür ins Innere und sah mit schwerem Herzen, wie das schlammige Wasser bereits die schönen Bänke überspülte und bis an die Kanzel reichte.

Während seine Gegner sich obenauf fühlten, nah-

men nun auch manche seiner alten Freunde Stellung gegen ihn. „Da siehst du, welches Unglück du über uns gebracht hast!“ schrien sie. „Die Ernte ist vernichtet, unsere Häuser sind hin. Haben wir dir nicht gesagt, du solltest diese neue Lehre lassen? Aber du wolltest ja nicht auf uns hören. Wirst du jetzt hören und zum alten Glauben zurückkehren und mit den Geistern Frieden schließen?“

In seiner Verzweiflung und Verlassenheit suchte Onoyom Mary Slessor auf. „Haben die Leute mit ihrem Gerede recht?“ fragte er sie. „Oder straft mich Gott?“

„Mir scheint, Gottes Hand lenkt dich zu besseren Dingen“, erwiderte Mary. „Warum baust du keine neue, schönere und saubere Stadt? Vielleicht will Gott dich auf diesen Gedanken bringen?“

Onoyom griff Marys Gedanken mit Begeisterung auf. Als die Flut am höchsten stand, steckte er das Land ab, das noch trocken lag. Und dann, als die Wasser sich endlich verlaufen hatten, legte er den anderen seinen Plan vor. Sie wollten ihre Stadt, die Häuser, Schule und Kirche neu erbauen und zwar auf dem höher gelegenen Gelände. Der Plan bedeutete monatelange harte Arbeit. Wald mußte gerodet, das Baugelände geebnet und Straßen angelegt werden. Doch bevor die nächste Regenzeit kam, stand die neue Stadt fertig da. Sie war sauber, großzügig angelegt und wirklich schmuck anzusehen. Im Mittelpunkt standen Onoyoms Haus, die Kirche und die Schule mit ausgedehntem Spielplatz für die Kinder.

Onoyom gab der Stadt auch einen neuen Namen,

Obio Usiere nannte er sie. Es war ein wirklich guter Einfall, den Obio Usiere heißt „Stadt des Anfangs“. Es war eine Stadt, die auf den Berg gesetzt war, ein Platz zu Ehren Gottes.

AUF NACH IKPE

„Ich darf nicht zurückweichen!“ Das war Mary Slessors Ruf, als sie sich bereitmachte, einen riesigen neuen Landstrich für ihren Herrn Christus zu erobern. Doch sie war schon lange nicht mehr auf Urlaub gewesen und deshalb so schwach von Krankheiten und Überanstrengungen her, daß sie sich kaum noch herumschleppen konnte. Eine Zeitlang meinte sie, die Kinder könnten sie vielleicht in einem Rollstuhl schieben, aber nach und nach machte ihr der Amtsarzt überzeugend klar, daß es ihren sicheren Tod bedeuten würde, wenn sie nicht endlich in die Heimat führe.

So reiste sie Mitte Mai 1907 von Duke Town ab. Diesmal nahm sie einen Negerbuben mit, den etwa achtjährigen Dan McArthur Slessor. Janie blieb zurück, um für die anderen Kinder zu sorgen. Mary war erstaunt, wie berühmt sie in ganz Schottland war. Eigentlich hatte sie vorgehabt, sich in aller Ruhe im Haus einer Freundin zu erholen. Aber bald kamen aus allen Teilen des Landes Briefe und Einladungen, in denen sie gebeten wurde, doch zu kommen und über ihre Arbeit zu berichten.

Diese kleine, zierliche Frau, die allen Gefahren des afrikanischen Urwalds furchtlos ins Gesicht ge-

schaute hatte, war so schüchtern, daß sie sich kaum überwinden konnte, vor einer Versammlung von Landsleuten zu sprechen. „Ich zittere vor den Versammlungen“, schrieb sie, „doch Gott wird mir gewiß helfen. Es geht ja um seine Sache.“ Nichts haßte sie mehr, als wenn man ihr Werk lobte, als wäre es ihr alleiniges Verdienst. Es war Gottes Werk, und sie war nur seine schwache, demütige Dienerin.

Einmal hielt sie vor einer Pfarrerversammlung eine eindrucksvolle Rede und man bedankte sich anschließend herzlich für ihre Worte. Daraufhin wandte sie sich heftig an den Geistlichen, der sie gelobt hatte, und rief ihm zu: „Statt mir zu danken, hätte einer von ihnen lieber sagen sollen: ‚Laßt uns für das Missionswerk in Kalabar beten!‘“

Sie besuchte auch Dundee, wo sie aufgewachsen war. Dort traf sie zu ihrer großen Freude ein paar alte Bekannte, mit denen sie damals, als sie noch ein junges Mädchen gewesen war, im Kindergottesdienst gearbeitet hatte. Fünfunddreißig Jahre lag das nun zurück. Sie gingen die altvertrauten Wege entlang und sprachen davon, was Gott an ihnen Großes getan hatte. Es war das letzte Mal, daß Mary Slessor ihre Heimat sehen durfte.

Im November 1907, nach nur wenigen Monaten Urlaub, war sie schon wieder in Afrika. Die Missionsleitung hatte inzwischen ihr Haus in Ikot-Obong mit zwei Missionsschwestern besetzt. Dort sollte, wie Mary es schon geplant hatte, eine Ausbildungsstätte für eingeborene Helferinnen ent-

stehen. Sie selbst zog mit ihrem Haushalt weiter zu einem neuen Platz. Sie suchte sich ein Grundstück in Use aus, auf einem Hügel oberhalb der Straße, die von Ikot-Obong nach Itu führt. Und wieder einmal war Mary Baumeister, Zimmermann und Zementmischer. Eine Freundin, die sie dort besuchte, traf Mary Slessor unter einfachsten Verhältnissen. Sie hatte nur einen einzigen Raum zum Wohnen, ihr Bett war eine Matratze, die auf einem Wellblech am Boden lag. Die Besucherin wollte am nächsten Morgen sehr frühzeitig aufstehen, aber es war kein Wecker in der Hütte. Das störte Mary nicht weiter. Sie band einen jungen Hahn an das Fußende des Feldbetts, auf dem ihr Besuch kampierte, und sagte: „Das ist Ihr Wecker! Er wird Sie schon zur Zeit wachmachen!“

Use war ein verlässener Erdenfleck, bei dem sich gern Leoparden tummelten. Oft kam Mary erst zu später Abendstunde von ihren Besuchen in abliegenden Dörfern zurück. Manchmal versperrte ihr ein Leopard den Weg und blitzte sie aus seinen grünschimmernden Augen an. Dan, der sie gewöhnlich begleitete, war zu Tode erschrocken. Doch Ma Mary brach einfach einen handfesten Stock vom nächsten Strauch und ging furchtlos auf den Leoparden zu: „Husch! Machst du wohl, daß du weiterkommst!“

Eines Tages waren sie auf dem Enyongfluß unterwegs. Mary lag auf dem Boden des Kanus, neben ihr saßen die Kinder mit gekreuzten Beinen. Sie las ruhig vor, als plötzlich die Paddler aufgeregtschrien: „Ma, Se Isantim — Ma, guck! Ein Fluß-

pferd!“ Ihr erster Gedanke galt den Kindern. Wenn eins von ihnen vor Angst hastig aufsprang, mußte das ranke Kanu unweigerlich kentern. Vorsichtig richtete sie sich auf und hob einen Bambusstock, den sie wie einen Speer auf den unförmigen Schädel des Untiers richtete. „Marsch! Weg mit dir!“ rief sie, und tatsächlich tauchte das riesige Flußpferd zum Erstaunen der Ruderer still unter. Noch tagelang unterhielten sich die Leute über diesen Vorfall, und die Geschichte machte in allen Dörfern am Enyong die Runde. Niemals vergaß der kleine Dan diese Abenteuer und noch weniger, was Ma Mary ihm eingeschärft hatte: „Dan, mein Sohn, laß dich niemals von Schwäche oder Furcht unterkriegen! Ich weiß, hier lauern überall Gefahren, aber wenn ich schwach sein wollte, dann könnte ich meine Siebensachen gleich einpacken und heim nach Schottland fahren.“

Mary Slessor mußte jetzt beständig gegen Krankheit und Erschöpfung ankämpfen. Wenn ihr auch das Regierungsauto zur Verfügung stand, mit dem sie in alle Ortschaften an den Straßen gelangen konnte, so waren die vielen Dörfer im Urwald doch nur zu Fuß oder mit dem Fahrrad zu erreichen. Überallhin nahm sie Dan oder einen anderen jungen Burschen mit, damit er ihr das Rad die Berge hinaufschieben oder ihr beim Übersetzen über die reißenden Wasserläufe helfen konnte. Schmerzgequält lag sie nächtelang wach. Ihre grimigen Kopfschmerzen konnte sie nur noch durch starke Betäubungsmittel verjagen. Gelegentlich

suchte sie die Spitäler von Itu oder Duke Town auf, um sich wenigstens etwas zu erholen. Doch sobald sie sich etwas besser fühlte, kehrte sie nach Use zurück.

Wenn sie nach Duke Town kam, freute sie sich jedesmal, wie gut es mit der neuen Ausbildungsstätte voranging. Etwa sechzehn Jahre zuvor hatte sie in einem ausführlichen Brief die Kirche von Schottland bestürmt, man solle doch in Duke Town eine Anstalt errichten, in der eingeborene junge Männer und Mädchen ausgebildet werden könnten. Regierung und Missionsleitung hatten ihre Bitte aufgegriffen, und auf dem Hügel von Duke Town war ein weitläufiges Bauwerk entstanden. Jungen aus den Ortschaften von Okoyong, Ibibio, Arochuku, Itu und von noch weiter her baten um Aufnahme. Wenn ihre Ausbildung abgeschlossen war, kehrten sie als Lehrer, Schreiber, Baumeister, Schmiede oder Schneider in ihre Heimatdorfer zurück. Mary Slessor schlug das Herz höher, wenn sie daran sah, wie sehr sich die Verhältnisse gebessert hatten gegenüber früher, als hier Trunksucht, Streit und Sklavenhandel herrschten. Und sie hoffte, daß es eines Tages auch für junge Mädchen in Ikot-Obong oder Use solche Lehrstätten geben würde. Sie selbst würde das wohl nicht mehr erleben, doch als Pionier-Missionarin stand es ihr frei, Zukunftspläne zu schmieden und die Marschroute zu zeigen. Indessen ging ihre Arbeit im wilden Busch weiter, solange ihr eiserner Wille dem müden, schmerzgeschuttelten Körper die Tagespflichten abzwang. Ihr Heim quoll immer noch über von verstoenen

Zwillingen und Waisenkindern. Noch immer bildete sie junge Mädchen und Burschen zu Lehrern und Predigern aus.

Eines Morgens erschien in Use ein junger Mann, der bis auf einen schmalen Lendenschurz unbedeutend war. Hinter ihm drängten sich noch andere Männer, die Mary nicht kannte. „Sei begrüßt, Ma!“ sagte der Bursche. „Wir sind aus unserem Dorf hergekommen, weil wir dich bitten wollten, zu uns zu kommen und bei uns eine Schule einzurichten.“

„Wo kommt ihr her?“ fragte Mary gespannt. Der Bursche zeigte mit der Hand zum Creekfluß hin. „Zwei Tagereisen mit Kanu durch den Busch“, sagte er. „Unser Ort heißt Ikpe. Da leben sehr viele Menschen, und ein großer Markt ist dort.“

„Ein großer Markt?“ wiederholte Mary. „Warum haben mir die Händler aus Kalabar nie etwas davon erzählt?“

„Weil wir die Efik nicht in unser Land lassen“, war die Antwort. „Wir wünschen keine fremden Händler auf unserem Markt. Aber von Arochuku her sind weiße Männer mit Gewehren gekommen, und da haben wir Angst. Darum kommen wir zu dir, damit du uns hilfst. Komm mit uns, dann bauen wir dir ein Haus, in dem du ‚das Buch lehren‘ kannst.“

Mary seufzte. Es war erfreulich, daß ihr Ruf so weit ins Land gedrungen; aber die Leute konnten und wollten einfach nicht begreifen, daß sie schon eine alte Frau war, die wirklich nicht mehr soviel

wie früher schaffen konnte. Doch war dies nicht wieder ein Ruf Gottes? Und während ihr erschöpfter Körper Nein sagte, antwortete ihr tapferes Herz mit einem klaren Ja.

„Ich werde kommen“, versprach sie. „Nicht gleich, aber ich werde bald kommen.“

Die Reise nach Ikpe war weit und anstrengend. Zuerst ging es einen Tag lang auf dem vielgewundenen Enyongfluß hinauf, weit über die letzten Anlegeplätze im Aroland hinaus. Am nächsten Tag brachte sie ein beschwerlicher Marsch durch dichten Urwald in den Ort mit dem großen Markt. Ikpe war tatsächlich ein geschäftiger Platz, wie der Bote gesagt hatte. Zu Marys Erstaunen hatten die jungen Männer schon mit dem Bau einer Lehmkirche und eines Wohnhauses für sie begonnen, weil sie sich darauf verließen, daß sie, wie versprochen, kommen würde. Haufen neugieriger Kinder umschwärmten Mary. Nur die alten Häuptlinge nahmen von ihrer Ankunft keine Notiz, da sie fürchteten, die Missionarin würde sich in ihre Sitten einmischen.

Mary blieb mehrere Tage dort und lebte von dem, was ihr die Eingeborenen brachten. Ikpe war einer der heidnischsten Orte, die sie je gesehen hatte. Die Leute liefen nackt und von jeglicher Kultur unbeleckt herum, die dunklen Hütten summten von Fliegen und Moskitos. Aber für Mary war Ikpe ein Mittelpunkt voller Möglichkeiten, und im Geist sah sie dort schon eine Missionsstation. Zu Fuß erkundete sie das Land und stieß im näheren Umkreis des Marktes auf viele Dörfer. Sie überlegte,

wie sie in Use und Ikpe gleichzeitig wirken könnte. Wenn ich mich doch nur zerteilen könnte! dachte sie. Dann könnte die eine hier wohnen und zugleich in Arochuku arbeiten; die andere könnte in Use weitermachen und ein Heim für Zwillinge und Waisen gründen.

Doch leider gab es nur eine Mary Slessor, und die war zudem gebrechlich. Wenn sie nach Use zurückkehrte, lag sie wochenlang krank, da die anstrengende Reise weit über ihre Kraft gegangen war. Doch die jungen Leute von Ikpe ließen ihr keine Ruhe. Sie schickten eine Abordnung nach der anderen den Creekfluß hinunter, um sie zu bitten: „Wann kommst du, um bei uns zu bleiben?“ Sie berichteten ihr, daß regelmäßig Gottesdienste in der kleinen Kirche gehalten würden, aber leider niemand da sei, der ihnen Gottes Wort beibringen könnte.

Mehrmals unternahm sie die Reise, aber immer reichte es nur zu einem flüchtigen Besuch. Und dabei wünschte sie so sehnlich, daß auch dort eine feste Missionsstation gegründet würde. Immer neue Briefe langten in Duke Town an, Briefe, die von Hand zu Hand weitergegeben worden waren, Briefe, in denen sie bat, man möge sie doch bei ihrem Unternehmen in diesem bisher völlig unbekanntem Ort nicht im Stich lassen.

„Einer allein kann nicht viel ausrichten“, schrieb sie. „Vor allem, wenn Schulkinder, Besucher, Kranke und ein Haushalt an einem hängen. Lange schlaflose Nächte sind jetzt mein Teil. Wo die Schatten länger werden und es zum Abend geht,

hütet man seine Kräfte wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich fühle mich schon zwei Plätzen verpflichtet, die fast zehn Meilen Hügelweg von hier entfernt sind, und das ist einfach zuviel für mich. Und dann noch andere Dörfer ringsum, die nach Hilfe rufen! Gar nicht zu reden von der Herde in Use, der ich kein Hirte sein kann . . .“

Und zum Schluß entschuldigte sie sich mit dem ihr eigenen Humor für ihr Gekritzel: „Entschuldigen Sie, bitte, mein unordentliches Geschreibsel. Aber ich habe ein zappeliges, frisch geimpftes Baby auf meinem Knie, und das zerrt dauernd an meiner Schreibunterlage. Es schätzt anscheinend das Schreiben genau so wie ich!“

Sie entschloß sich, ihren ganzen Haushalt nach Ikpe zu verlegen. Zugleich wollte sie aber auch noch mit Use in Verbindung bleiben. Ein Kanu brachte Baumaterial für ein Haus den Fluß hinauf, Wellblech für Wände und Dach, Holz für Türen und Fensterrahmen. Eine große Schar Männer rückte an, um einen Baugrund freizuschlagen und einzuebnen, und Mary tauchte mal hier und mal dort auf, um überall nach dem Rechten zu sehen. Es war, als sollte sie das Missionarsleben noch einmal von vorne beginnen. Aber sie war kein junges, kraftvolles Mädchen mehr. Sie war jetzt dreiundsechzig Jahre alt, kränklich und einsam. „Hier kommt einem so richtig zum Bewußtsein“, schrieb sie, „daß ‚nicht durch Macht und Kraft, sondern durch meinen Heiligen Geist‘ alleinige Gültigkeit hat. Menschenhilfe und Mary Slessors Hilfe sind nichts nütze.“

Die Missionsleitung war dagegen, daß in Ikpe eine neue Station eröffnet wurde. Einmal, weil sie einfach keine Leute hatte, die Marys Werk hätten fortsetzen können, dann aber auch, weil ihr klar war, daß Mary sich zugrunde richten würde, wenn sie so weitermachte wie jetzt. Hauptsächlich aber lehnte sie ab, weil Ikpe ein viel zu ungesunder Platz war, als daß Weiße dort auf die Dauer leben könnten.

Im Januar 1912 entsandten sie einen jungen Missionsarzt, der knapp ein Jahr in Afrika war, nach Ikpe. Er sollte sich persönlich davon überzeugen, wie es dort stand, und einen ausführlichen Bericht über die gesundheitlichen Verhältnisse erstatten. Er hieß Dr. John Hitchcock und sollte später noch ein bekannter Missionar in Kalabar werden. Er verfiel sogleich dem Zauber, den Marys reine Menschlichkeit ausstrahlte, und sie ihrerseits liebte ihn wie einen Sohn. Doch was Ikpe betraf, so blieb er stahlhart. Das Missionshaus lag auf einem ungeeigneten Platz. In der Regenzeit verwandelte sich das Grundstück in einen wahren Sumpf. Schmutz, Feuchtigkeit und Moskitos machten das Leben dort zur Hölle.

Mary Slessor hatte sich aber nun einmal in Ikpe verbissen und wollte sich dort, jedermann zum Trotz, halten. Doch ihr ausgemergelter Körper ließ sie im Stich, und sie mußte nach Use zurückkehren, wo sie Dr. Hitchcock vom Spital in Itu aus jeden zweiten Tag besuchte, um nach ihrem Gesundheitszustand zu sehen. Er verbot ihr vorläufig strengstens, auch nur die kleinste Reise zu

unternehmen, und Mary mußte sich diesmal, wohl aus Bewunderung für den jungen Mann und sein Können, der Vernunft beugen.

„Ein einzigartiger Mensch ist er“, sagte sie. „Ein wirklicher Christ und ein wirklicher Doktor, ein Arzt für Leib und Seele.“

Bei all seiner Bewunderung für sie, fiel es ihm wiederum nicht leicht, von ihr zu verlangen, daß sie seine ärztlichen Anordnungen befolgte. Ihr Herz war schwach und Ruhe unbedingt erforderlich. Auch hatte er sie im Verdacht, daß sie nicht genug gehaltvolle Nahrung zu sich nahm.

„Sie müssen zweimal täglich Fleisch essen“, drängte er.

„Fleisch esse ich nur sehr wenig, Doktor“, war Marys Erwiderung.

Als Antwort sandte er ihr von Itu aus mit freundlichen Grüßen ein Brathuhn. Am nächsten Tage machte sie ihm Vorwürfe. „Warum schickten Sie mir das Hühnchen, Doktor?“

„Weil es nicht allein kommen konnte!“ war seine einzige Antwort.

Ihr großer Wunsch war, nach Ikpe zurückzukehren. Doch Dr. Hitchcock erklärte, daran sei auf Wochen hinaus nicht zu denken. Sie dürfe nie wieder radfahren oder weite Fußmärsche durch den Busch wagen. Daraufhin ließ sie sich einen Korbstuhl mit Rädern schenken, in dem sie sich von den Jungen herumschieben lassen konnte. In diesem Rollstuhl ließ sie sich von Use aus die Straßen entlangfahren und besuchte unterwegs die Schulen in den Dörfern oder besprach, wie das Werk aus-

gedehnt werden könnte. Aber das ging nur kurze Zeit. Schließlich wurde sie so schwach, daß sie sich nicht mehr von ihrem Lager erheben konnte. Sie hatte sechsunddreißig Jahre lang als Missionarin gewirkt, und nun ließen ihr Gehör und ihre Sehkraft erschreckend nach, das Gliederreißen zog ihren alten Körper krumm, und sie war so unendlich müde.

„Ich bin lahm, schwach und töricht“, schrieb sie über sich selbst. „Meine Runzeln sind köstlich, keine Ziehharmonika ist so wundervoll gefaltet und geschrumpelt wie mein altes Gesicht. Ja, ich bin ein winzig, winzig Weiblein, ganz klein und bucklig... aber ich packe trotzdem weiter mit an. Und sie packte mit an, denn es gab ja noch so viel zu tun.“

MEIN LEBEN WAR EIN LOBGESANG

Dr. Hitchcock hatte einen heißen und arbeitsreichen Tag in den Abteilungen des Spitals von Itu hinter sich. Er war unterwegs nach Use, um nach Mary Slessor zu sehen. Auf ihrer Veranda fand er den Tee gedeckt. Als „Tisch“ hielt eine große Kiste her, als Stühle dienten kleinere Kisten, in denen einmal Büchsenmilch gewesen war. Mary freute sich wie immer, ihn zu sehen. Während Janie in Ermangelung eines Tischtuches ein frischgewaschenes Handtuch über den behelfsmäßigen Tisch breitete, unterhielten sich Mary und der Missionsarzt über die neuesten Nachrichten aus Duke Town oder dem fernen Großbritannien. Die Mahlzeit bestand wie gewöhnlich aus selbstgebackenen Keksen mit Erdbeermarmelade und vielen Tassen Tee. Es gab nur ein einziges Messer, das sie abwechselnd benutzten. Um sie herum auf der Veranda spielten und stritten die Kinder und wurden von ihrer „Ma“ mal gescholten, mal getröstet.

„Sie müssen hier fort und sich mal richtig ausruhen“, drängte der Arzt.

„Ich fahre nicht heim nach Schottland, wenn Sie das damit meinen“, erwiderte Mary mit Nachdruck. „Ich habe einfach keine Zeit dazu, und es gibt so viel zu tun.“

„Gut“, schlug der Arzt nun vor, „dann kommen Sie wenigstens für ein oder auch zwei Wochen mit mir nach Itu. Ich werde Sie schon wieder mit in Palmöl gebratenen Schnitzeln hochpäppeln. Dann können Sie nach Duke Town fahren und sich von Dr. Adams, dem Chefarzt des Regierungs-Hospitals, gründlich untersuchen lassen. Der kann Ihnen auch gleich sagen, wozu Ihre Kräfte noch taugen.“ Dr. Adams kannte Mary Slessor seit vielen Jahren und er hielt mit seinen Ansichten ebenso wenig hinter dem Berg, wie Dr. Hitchcock.

„Es hilft nichts“, sagte er, „Sie müssen ein Weilchen aus den Tropen heraus und in ein milderes Klima. Am besten nehmen Sie den nächsten Dampfer zu den Kanarischen Inseln. Wenn Sie sich dort einen Monat lang in aller Ruhe erholt haben, dann werden Sie als neuer Mensch zurückkommen.“

Mary überlegte es sich lange. Sie wollte ihre Gemeinden in Use und Ikpe, die sie so dringend brauchten, nicht im Stich lassen. Wenn sie aber jetzt kurze Ferien machte, dann brauchte sie im nächsten Jahr vielleicht keinen Urlaub zu nehmen. Und so entschloß sie sich zu fahren. Janie würde sie begleiten, um ihr zur Hand gehen zu können. So begann der schönste Urlaub, den Mary Slessor je in ihrem arbeitsamen Leben hatte. Der Kapitän und die Schiffsoffiziere behandelten sie, als hätten sie noch nie einen derart berühmten Fahrgast an Bord gehabt. Und so war es ja auch. In jedem Hafen, den das Schiff anlief, kamen Regierungsbeamte an Bord, um sie achtungsvoll zu begrüßen. Als Zei-

chen ihrer Zuneigung brachten sie Blumen und Körbe voll frischer Früchte. Viele von ihnen kannten sie schon von früher in Kalabar her, wo sie als „junge Spuchte“, wie Mary sie scherzhaft nannte, ihre Beamtenlaufbahn begonnen hatten.

Es war ein seltsames Paar, das da in dem Luxushotel von Grand Canaria abgestiegen war, die gebrechliche alte Dame mit der breiten schottischen Aussprache und die schüchterne Schwarze, die ständig um sie war. Als sie auf der paradisischen Insel an Land kamen, war Mary noch so schwach, daß sie kaum den sanftesten Hang hinaufsteigen konnte. Doch schon nach vierzehn Tagen hatten die ungestörte Ruhe des Eilands und die frische Seeluft ein Wunder an ihr vollbracht. Morgen für Morgen erstieg sie nun den Hügel, der sich gleich hinter dem Hotel erhob, saß dort im warmen Sonnenschein und ließ sich die angenehme Seebrise ins Gesicht wehen. Sie ließ sich den Tee und das Essen heraufbringen und verbrachte den ganzen Tag dort oben in tiefem Frieden, neu gestärkt an Seele und Leib.

Als sie nach Kalabar zurückkehrte, war Dr. Adams hochofregut, wie gut sich seine alte Freundin erholt hatte. „Wenn Sie sich in acht nehmen“, sagte er, „werden Sie noch viele Jahre wirken können.“ Mit einem Haufen guter Ratschläge schickte er Mary auf den Weg hinauf nach Use, doch bald stürzte sie sich wieder so in die Arbeit, als wenn sie alles, was sie während ihres Urlaubs versäumt hatte, nachholen mußte. Regelmäßig fuhr sie nach Ikpe, mal

mit dem Kanu, dann wieder im Auto, das sie bis auf acht Kilometer an ihr dortiges Haus bringen konnte. Ein Brief, den sie im Januar 1913 von Ikpe aus schrieb, zeigt sie wieder im alten Trott: „Ich habe gerade fünf Minuten Zeit, weil ich auf unsere Wasserholer warten muß. Wir haben nämlich nur wenig Gefäße, um Waschwasser zu holen. So laufen sie immer zwischendurch zur Quelle. Ich kann jetzt nur rasch ein paar Zeilen schreiben, dann muß ich wieder zum Waschzuber. Wir haben heute Sonnabend und daher keine Schule. Wir benutzen diesen Tag immer zum Waschen, weil das Wasser-schleppen anstrengt.“

In einem späteren Brief heißt es: „Es kamen am Sonnabend viele Besucher und hielten mich von meiner Arbeit ab. Wir hatten aber einen schönen Sonntag, und alle Mädchen, die von den Häuptlingen zum Tanzen und Opfern gedrängt wurden, saßen auf ihren Plätzen in der Kirche. Das war für mich eine große Freude und Wohltat. Der Montag verging mit Schulunterricht und Krankenversorgen, und heute, am Dienstag, ist Markttag. Da wimmelt es in Enyong von Fremden, von denen viele dann auch gleich zur Schule kommen. Ich gebe diesen Brief dem Polizisten mit, der hier den Markt beaufsichtigt. Auf diese Weise kann der Beamte beim nächstgelegenen Gericht den Brief zur Beförderung an das Bezirksgericht weiterleiten, das vierzig Kilometer entfernt liegt.“

Abgesehen von ihrem afrikanischen Haushalt lebte sie ganz für sich allein, und von ihren Missionsfreunden war sie durch Welten getrennt.

„Ich bin jetzt sieben Wochen lang hier“, schrieb sie einmal, „ohne eine Nachricht von der Außenwelt. Ich bekam keinen Brief und keine Zeitung in die Hände, bis auf die alten Inseratenseiten, mit denen der Wäscheschrank und die Koffer ausgelegt sind.“ Die Bibel war ihr ständiger Trost. Sobald der Tag dämmerte, stand sie auf, meist zwischen fünf und sechs Uhr, und studierte als erstes ihre Bibel. Sie las Satz für Satz, suchte den Sinn zu ergründen und notierte ihre Gedanken auf dem Blattrand. Ihre Bibelanmerkungen wie ihre Predigtentwürfe werden in Dundee bis auf den heutigen Tag aufbewahrt.

Doch in Kalabar hatte man Mary Slessor nicht vergessen. Ihre Freunde bei der Regierung wie bei der Mission sprachen und schrieben immer wieder über ihre bahnbrechende Arbeit. Und im Juli 1913 wurde sie nach Duke Town gerufen, um das Silberne Großkreuz des Johanniterordens in Empfang zu nehmen.

Es war für sie eine schwere Überwindung, aus dem einsamen Ikpe nach Duke Town zu kommen und sich der Menschenmenge zu zeigen, die herbeigeströmt war, um der feierlichen Ordensverleihung beizuwohnen. Ein Regierungsdampfer hatte sie abgeholt, und bei den Kasernen von Duke Town fand ihr zu Ehren ein Empfang statt. Die ganze europäische Kolonie von Kalabar war anwesend. Sie wurde gefeiert wie eine Königin. Als der Gebietsgouverneur ihr das Ordenband umlegte, war jedermann gespannt, was Mary Slessor erwidern würde. Doch sie sagte schlicht: „Wenn ich in mei-

nem Leben etwas geleistet habe, dann fiel es mir nicht schwer, weil der Herr vorangegangen ist.“

Mary war froh, als sie dem Trubel entfliehen und wieder nach Ikpe zurückkehren konnte. Dort war noch so viel zu tun. Der Gedanke, daß es noch tausende von Menschen ringsum gab, die noch nie das Evangelium gehört hatten, lastete schwer auf ihr. „Als ich das letzte Mal die Schule besuchte“, schrieb sie, „zählte ich achthundert Frauen und Mädchen, die um die Wette an mir vorbei zum Fluß liefen, um sich die besten Angelplätze zu sichern, wo die Männer den Morgen über gearbeitet hatten. Und das ist nur ein Bruchteil der Frauen und Mädchen, die es hier gibt. Aber was kann ich tun, wo ich schon die Hände voll zu tun habe mit den Schulen, der Kirche, der Krankenstation und meinem Haushalt.“

Und dann ging sie doch wieder trotz Abraten der Ärzte auf Reisen. Bis weit ins Land hinein besuchte sie in ihrer „Kiste auf Rädern“ immer neue Dörfer, in denen noch nie ein Missionar gewesen war. Sie war eben durch und durch eine missionarische Bahnbrecherin.

Das Weihnachtsfest 1914 feierte Mary im Kreise ihrer afrikanischen Familie in Use. Sie war sehr schwach und sehr müde. Anfang Februar bekam sie Fieber, und die Mädchen benachrichtigten die Missionsfreunde in Ikot-Obong und den Arzt in Itu. Alle, die zum Hause gehörten, wachten am Lager ihrer lieben „Ma“ in dem kleinen Lehmhaus mit dem Zementboden, dem Eisenbett und den

wenigen Möbelstücken. In der Frühe des 13. Januar 1915, als eben die Morgenröte den Himmel zu färben begann, schlief Mary Slessor sanft ein.

Als die Kunde von ihrem Heimgang sich verbreitete, hub überall im Land Klagen und Weinen an. Von Kalabar kam der Missionsdampfer „Diamond“ herauf, um ihre sterbliche Hülle zur Bestattung nach Duke Town zu überführen. Die ganze Stadt nahm an der schlichten Beisetzung teil. In die frische Erde ihres Grabhügels pflanzte man das Reis eines Rosenstocks aus Use, zur Erinnerung an ein Leben, das ganz dem Herrn geweiht war.

Heute steht ein gewaltiges Kreuz aus rauhem schottischen Granit über dem letzten Ruheplatz Mary Mitchell Slessors, hoch am Berg über Duke Town. Neben der Straße in Use erinnert ein Steinhügel daran, daß hier einst ihr Haus stand, und in der Kirche von Dundee zeigen farbige Glasfenster Szenen aus ihrem Alltagsleben in Afrika. Doch ihr wahres Denkmal fand Mary Slessor nicht in Granit oder buntem Glas. Man spürt ihren Geist noch heute in den Dörfern und Städten Kalabars. Er lebt in dem „Slessor-Gedächtnishaus“ in Arochuku, wo junge Mädchen im Haushalt ausgebildet werden. Er lebt in der Hope-Waddell-Ausbildungsstätte, die auf ihr Betreiben hin gegründet wurde, und die alljährlich junge Männer aus ganz Nigeria hinausschickt, damit sie ihren Mitmenschen als Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Pflanzler und Beamte dienen.

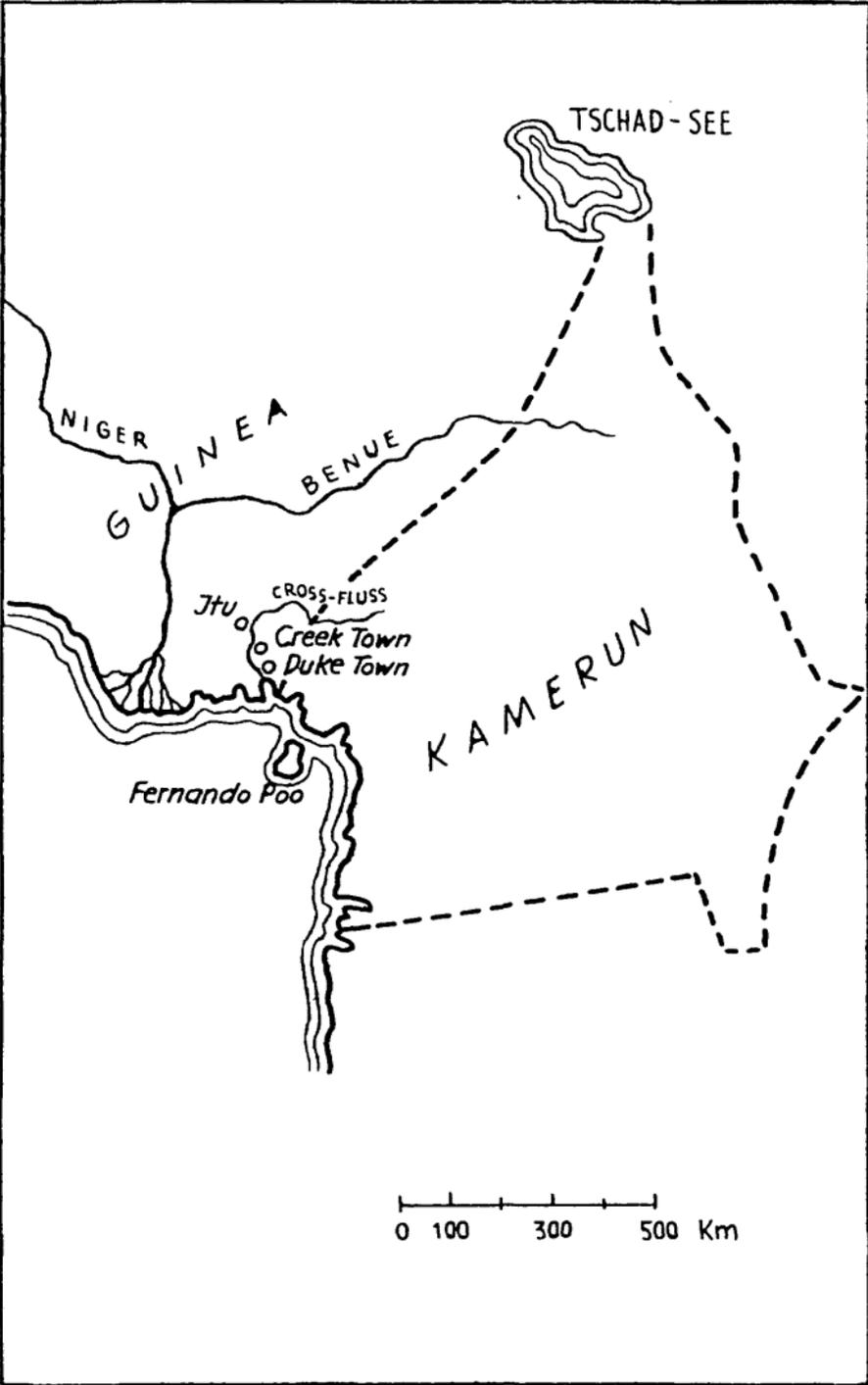
Er lebt weiter in der Fürsorge, die man den Zwillingen und Zwillingsmüttern angedeihen läßt, in

den Spitälern und in den Aussätzigenheimen der Kalabarmission. Mary Slessors Leben war Dienst am Nächsten, und dieses Vermächtnis wird heute noch fortgeführt in den Kirchen, Schulen und Spitälern, zu deren Gründung sie den Anstoß gab.

Noch kurz vor ihrem Tode schrieb sie an junge Leute in Schottland und legte es ihnen ans Herz, den Weg zu gehen, den sie im Namen Gottes gegangen war: „Wappnet euch für die große Schlacht, die um Gottes Sache draußen auf den Missionsfeldern geschlagen wird! Haltet eure Herzen jung. Es kommt nicht darauf an, daß ihr irgendwo im Chor der großen Welt mitspielt. Tut Gutes jedermann, und euer Leben wird selber ein Lobgesang sein. Ich habe gezeigt, wie freudvoll und befriedigend ein einzelnes Leben sein kann. Gott hat es gut mit mir gemeint, als er mich auf diesen demütigen Weg wies. Ihm, der mich sandte in den dunklen Erdteil, ihm allein sei Lob, Ehre und Preis!“

In solchem Glauben an ihren Herrn lebte und wirkte sie, immer . . . als Weberin und Missionarin, als Hausfrau und Forscherin, als stille Heldin und getreue „Ma“.

Über ihrem Leben stand das Psalmwort: „Du gibst mir den Schild deines Heils, und deine Rechte stärkt mich; und wenn du mich demütigst, machst du mich groß.“



„HELDEN DES GLAUBENS“

herausgegeben von Alfred Salomon

Band 1: Iris Clinton

FREUND DER HAUPTLINGE

Die Geschichte Robert Moffats

Band 2: Donald Mc Farlan

DIE WEISSE KÖNIGIN

Die Geschichte Mary Slessors

Band 3: Alfred Salomon

DER RAUHREITER GOTTES

Die Geschichte John Wesleys

Die Reihe wird fortgesetzt

CHRISTLICHE VERLAGSANSTALT KONSTANZ

„HELDEN DES GLAUBENS“

herausgegeben

von Alfred Salomon

Band 1: Iris Clinton

FREUND

DER HÄUPTLINGE

Die Geschichte Robert Moffats

Band 2: Donald Mac Farlan

Die WEISSE KÖNIGIN

Die Geschichte Mary Slessors

Band 3: Alfred Salomon

DER

RAUHREITER GOTTES

Die Geschichte John Wesleys

Die Reihe wird fortgesetzt

Christliche Verlagsanstalt

Konstanz

